TARTU ÜLIKOOL
1632
UNIVERSITAS TARTUENSIS

Erinnerungen eines alten Estländers.





Gr. Lichterfelde-Berlin.
Verlag von Edwin Runge.

Alle Rechte vorbehalten.

Vorbemerkung.

Die „Erinnerungen eines alten Estländers", die sich übrigens nur auf die ersten Jugend- und Studentenjahre beziehen, sind ursprünglich in der „Monatsschrift für Stadt und Land" (1902) erschienen. Wenn sie der Öffentlichkeit nunmehr auch in Buchform übergeben werden, so geschieht es, weil der Verfasser es für möglich hält, daß die in den „Erinnerungen" geschilderten Zustände hier und da eine Teilnahme erregen, die er für sich selbst nicht in Anspruch nehmen dürfte.

I.

Diese Erinnerungen sollen möglichst wenig Persönliches enthalten. Ihr Recht suchen sie darin, daß sie an Zustände der Vergangenheit anknüpfen, an eine versunkene oder doch versinkende Welt, deren Eigenart unvergessen zu sein verdient, wenn es auch ausgeschlossen ist, daß diese Zeilen, die ein unmittelbar Beteiligter hinwirft, ihnen die Teilnahme und Sympathie gewinnen werden, die sie in sieben langen, kampferfüllten Jahrhunderten sich niemals zu erwerben vermochten.

Das ist in der That das schwere Schicksal der ältesten deutschen Siedelungen im äußersten Nordosten gewesen, des langgedehnten Küstenstrichs, den man seit nun bald 200 Jahren die „baltischen Provinzen Rußlands" nennt. Obwohl der Jungfrau Maria geweiht, und eine der stärksten Säulen der „streitbaren" Kirche des Mittelalters im ketzerischen Osten, dazu ein vollberechtigtes Glied des Deutschen Reiches, ist der livländische Ordensstaat bei seinem halbtausendjährigen Ringen mit übermächtigen Gegnern aller Art doch immer sich selbst überlassen geblieben, hat von den Nächsten niemals Hilfe erlangen können und diesen Gegnern so endlich erliegen müssen, um von der Mitte des 16. Jahrhunderts an

zum Schauplatz weltgeschichtlicher Kämpfe zwischen Russen, Polen und Schweden zu werden, und im Jahre 1710 schließlich Rußland anheim zu fallen. Polen und Schweden haben ihre Großmachtstellung auf baltischem Boden eingebüßt; Rußland hat die seine auf diesem Boden gewonnen. Damit ist das Ostseeland von der Bühne der großen Politik abgetreten, hat seiner geschichtlichen Stellung aber mit nichten entsagt. Unter russischem Zepter ist es die verbindende Brücke zwischen abendländischer und östlicher Gesittung geworden und hat es Rußland erst dadurch möglich gemacht, die Machtstellung, die ihm Peter der Große äußerlich gegeben hatte, im innerlichen Sinn zu befestigen und zu vertiefen. Baltisch-deutsche Feldherren und Staatsmänner sind es vor allem gewesen, die das Werk des gewaltigen Zaren unter Katharina II. vollendeten, und diese Arbeit hat sich unter ihren Nachfolgern bis auf Alexander III. ununterbrochen fortgesetzt. Erst mit der Russifizierungsära von 1885 ist hier ein Umschwung eingetreten, dessen Folgen heute noch niemand übersieht. Der Anstoß, den fast 2 Jahrhunderte gegeben, wirkt eben lange nach. Schon heute aber fehlt es keineswegs an Anzeichen dafür, daß sich Rußland mit seiner Abwendung vom Westen und namentlich von der Bildungskraft des deutschen Wesens auf einem bedenklichen Wege befindet, der, wenn nicht alles trügt, zwar langsam aber sicher abwärts führt.

Wie dem aber auch sein möge — die Stätte dieses deutschen Wesens, das sich so außerordentlich fruchtbringend erwiesen hat, verdient es wohl, daß man ihrer in der Vergangenheit gedenke, da sie in der Gegenwart nichts mehr gilt.

Von selbst versteht sich dabei, daß ich diese Vergangenheit in dem Rahmen meiner Darstellung nur insoweit berühre, als sie in der eigenen Erinnerung

lebt, die immerhin auf mehr als ein halbes Jahrhundert zurücksieht — bis in die Mitte der 40er Jahre, d. h. bis in eine Zeit, die innerlich wie äußerlich bis zu einem gewissen Grade noch unter dem Einfluß der Folgewirkungen des Nordischen Krieges stand. Erst der Krimkrieg von 1854—56, der den Ostseelanden, dank der vorsichtigen Kriegsführung der Engländer und Franzosen und den hohen Preisen für alle landwirtschaftlichen Erzeugnisse, nicht Verlust, sondern reichen Gewinn brachte, hat hier eine scharfe Grenzlinie gezogen und im Zusammenhang mit der damals beginnenden Verbesserung der Verkehrswege auf fast allen Gebieten des Lebens neuen Anschauungen den Weg gebahnt, die bis zur Mitte der verhängnisvollen 80er Jahre zu einem ungeahnten Aufschwunge führten.

In den Tagen meiner Kindheit war davon, wie gesagt, noch nichts zu spüren. Die Zeit der Eisenbahnen und Dampfschiffe hatte selbst in Westeuropa kaum begonnen. In Rußland gab es nur eine einzige Bahn, die von Petersburg nach Moskau; im ganzen übrigen Reich und auch in den Ostseelanden unterschieden sich die Verkehrsmittel wenig von denen, die schon das Mittelalter gekannt. Zu Pferde, wie zu Anfang des Jahrhunderts, reiste man allerdings nicht mehr; die dürftige Postverbindung auf der unbarmherzig rüttelnden „Teléga“ war bei den meist grundlosen Wegen aber auch nicht viel besser, dazu verhältnismäßig teuer, so daß sich nur wenige den Luxus einer Reise ins Ausland gestatten konnten. Meine eigene Mutter hat Deutschland erst in späteren Jahren kennen gelernt und viele ihrer Zeitgenossen sind überhaupt nicht über die Grenze gekommen. Aber auch innerhalb der drei Provinzen wurde nur selten gereist; die meisten kannten nur das eigene kleine Land. Der

Estländer wußte von Livland und vollends von Kurland fast nichts; umgekehrt war es nicht anders und konnte nicht anders sein. Nicht nur die mangelhaften Verbindungen hemmten den gegenseitigen Verkehr und ließen es zu näheren Beziehungen nicht kommen, auch das geringe Maß von Wohlhabenheit, wie es durchschnittlich herrschte, trug wesentlich dazu bei, ohne daß man sich dessen immer bewußt gewesen wäre. Man kannte es nicht anders, als daß ein jeder ruhig in seinem Wohnsitze blieb und fast nur mit den nächsten Nachbarn verkehrte oder gelegentlich einmal in die nächstgelegene Kreisstadt fuhr. Wer gar nach der Provinzialhauptstadt wollte, mußte sich dazu wie zu einer förmlichen Reise rüsten, die man meist mit eigenen Pferden unternahm. War die Stadt beispielsweise 100 km entfernt, so brauchte man dazu fast zwei Tage. In einem Kruge wurde „genächtigt", wie es damals hieß — in einem anderen über Mittag „gefuttert"; erst die sinkende Sonne beschien den Einzug in die Stadt.

Ich spreche hier zunächst von dem Leben des Adels auf dem Lande, im mittleren Estland, wo ich in der zweiten Hälfte der 30er Jahre auf einem Landgut geboren worden bin. Dieses Gut nahm unter seinesgleichen insofern eine Ausnahmestellung ein, als es der Geburtsort Karl Ernst von Baers, eines der bedeutendsten Naturforscher der neueren Zeit gewesen war, der hier im Jahre 1790 das Licht der Welt erblickte. Aus seinen Lebenserinnerungen, in denen er dessen erwähnt, geht hervor, daß im Hause wie in der Umgebung fast funfzig Jahre später, als ich zum Bewußtsein erwachte, fast alles unverändert geblieben war, wie er es gesehen: Das kleine einstöckige Holzhaus, das nach modernen Begriffen einer wahren Puppenschachtel glich, der mächtige Ahornbaum, der

die kleine einfache Vortreppe überragte, und der altfränkische Garten mit seinem „Irrgarten“ en miniature, die Eiche, die von einem Rasenhügel umgeben, inmitten eines Kreises anderer Bäume hochragend stand — alles das habe ich als Knabe gesehen; vielleicht ist es noch heute so; alles klein, bis zur Dürftigkeit schlicht, wie es kein modern großstädtischer Handwerker dulden würde — so sah es auf diesem Estländischen Edelsitz aus, den Angehörige eines Geschlechts mit historischem Namen besaßen. Dies war aber kein Einzelfall, sondern in dem damaligen Estland — man kann fast sagen — die Regel. Die schwedische Güter-Reduktion am Ausgange des 17. Jahrhunderts, die den grundbesitzenden Adel in Est- und Livland um fast $^3/_4$ seines Eigentums brachte, war die Vorläuferin des nordischen Krieges, der den dreißigjährigen Krieg an entsetzlichen Greueln weit hinter sich läßt; so zwar, daß nur ein Zehntel der Gesamtbevölkerung sie überlebte, die außerhalb der Städte völlig zu Bettlern geworden war.

Da ist es wahrlich kein Wunder, daß der Adel, obwohl ihm Grund und Boden damals ausschließlich gehörte und die Bauern Leibeigene waren, sich nach 120 Jahren von dem Schlage, der ihn vernichtend getroffen, noch nicht ganz zu erholen vermocht. Das sah man in der That nicht nur diesem einen Hause an; fast sämtliche Wohnsitze der Ritterschaft legten mehr oder weniger Zeugnis dafür ab. Wieviele von ihnen habe ich gesehen, wo es nur weiße Dielen gab und kahle getünchte Wände nebst Fenstern, an denen kein Vorhang hing — Bilderschmuck kannte man fast gar nicht. Hier und da starrte ein schlechtgemaltes Ahnenbild ins Leere hinaus, hartgepolsterte Sophas und unbequeme Holzstühle standen steif und ungefällig herum. Der Begriff des Ästhetischen fehlte gänzlich,

nur die harte Nützlichkeit galt. Fast alle Geräte, die man in und außer dem Hause brauchte, ja selbst die Kleider, die man trug und tragen ließ, wurden von eigenen Handwerkern, die um „Deputat" dienten, auf dem Hofe selber gemacht, bisweilen auch von wandernden Juden aus Kurland, die das Land als Klempner und Schneider durchzogen und auf den einzelnen Gutshöfen oft wochenlang blieben, um schlechte aber billige Arbeit zu liefern; denn auf die Beschaffenheit konnte man nicht sehen, bares Geld war wenig im Lande und die ausländische oder, was damals fast dasselbe war, englische Ware bei den hohen Zollsätzen unerschwiglich teuer.

Die Schilderung des Lebens in meinem elterlichen Hause wird ein deutlicheres Bild geben; es eignet sich dazu besonders, weil wir nach damaligen Begriffen weder zu den wenigen Wohlhabenden, noch zu den ganzen Dürftigen, sondern zu den mäßig Begüterten gehörten, im Großen und Ganzen also den Durchschnitt der ländlichen Lebenshaltung auf den adligen Gutshöfen Estlands vertraten. In Deutschland hätte man L. mit seinem Flächeninhalt von 5—6000 Morgen zu den großen Gütern gerechnet; in Estland zählte es zu den kleinen, mit einer Bauernschaft, oder wie man es nannte, mit einem „Gebiet" von etwa dreißig selbständigen Höfen oder „Gesinden", die der Gutsherrschaft als Pacht den „Gehorch" zu leisten hatten, d. h. verpflichtet waren, je nach der Größe des „Gesindes" bald sechs, bald drei Tage in der Woche alle landwirtschaftlichen Arbeiten auszuführen. Das „Bauernland" selbst gehörte zum Gut und durfte frei veräußert, nicht aber in eigenen Gebrauch genommen werden. In dieser Hinsicht hatte die „Bauernverordnung" von 1816, die unmittelbar nach der Aufhebung der Leibeigenschaft erlassen worden war, sehr strenge Bestimmungen

getroffen, die der einzelne Gutsherr nicht leicht zu umgehen wagte, aber immer auf Kosten seines guten Rufes. Der sogenannte „rote Strich" galt als unüberschreitbare Grenze; ihn unverbrüchlich zu achten war Ehrensache der Gesamtheit, d. h. der Ritterschaft, die als Eigentümerin von Land und Leuten von sich aus den Anstoß zur Aufhebung der Leibeigenschaft gegeben hatte und deshalb streng darauf sah, daß das den Bauern frei verliehene Recht geachtet wurde.

Nicht immer war das leicht; denn die Bauernverordnung hatte den Gutsherrn auch den befreiten Bauern gegenüber ein gutes Teil der früheren Gewalt gelassen und Mißbrauch derselben ließ sich um so schwerer verhindern, als die Polizei und richterliche Gewalt erster Instanz in den Händen weniger, vom Adel selbst gewählter, unbesoldeter Beamter, der „Hakenrichter" lag, die den Kreisen der Gutsbesitzer entstammend, ihr Amt drei Jahre lang versehen mußten, ohne dafür, wie gesagt, die geringste Entschädigung zu erhalten. Da die Wahl herkömmlicher Weise lediglich mit Rücksicht auf die Reihenfolge vorgenommen wurde, und deshalb meist auf jüngere Leute fiel, sich auch niemand ohne stichhaltigen Grund ihr entziehen durfte, so blieben Mißgriffe natürlich nicht aus, und die Bauern hatten hier und da unter Unverstand und wohl auch unter Härte zu leiden. So entsinne ich mich eines Falles, der in meiner Kinderzeit in diesem Sinn Aufsehen erregte. Einer unserer „Hofsknechte", der, wie mir noch im Gedächtnis ist, Liblikas (Schmetterling) hieß, war von dem Hakengericht, ich weiß nicht mehr weshalb, vorgefordert worden, und es waren ihm dort, zuerst wegen „hartnäckigen Leugnens" und dann wegen „Krätze" 100 Hiebe zuerteilt worden. Gerade das

Aufsehen, das dieser Fall hervorrief, beweist jedoch, daß derartiges nur ausnahmsweise vorkam.

In der That wurden die Leute von der Landpolizei und den Gerichten, die ebenfalls aus Adelswahlen hervorgingen und ehrenamtlich verwaltet wurden, zwar häufig rauh, selten aber ungerecht behandelt. Körperstrafe war zulässig, wurde aber im Ganzen maßvoll verhängt. Die sogenannte „Gutspolizei", die jedem Besitzer oder Gutspächter zustand, durfte 15 Hiebe diktieren. Ich weiß aber bestimmt, daß aber davon auf den Gütern nur selten Gebrauch gemacht wurde; aus meiner eigenen Kinderzeit ist mir kein einziger derartiger Fall bekannt. Die unendlich sanfte und milde Art meiner Mutter hätte das niemals geduldet, so abhängig sie sonst als Witwe ohne jede praktische landwirtschaftliche Kenntnis von ihrem halbestnischen Verwalter „Gustav" war. Dieser Mensch, der keinerlei Bildung besaß und ein unmögliches, fast unverständliches Deutsch sprach, wußte mit der Bewirtschaftung des Gutes unter den einfachen Verhältnissen jener Tage ganz gut fertig zu werden und dafür zu sorgen, daß nicht nur für uns, sondern vor allem auch für ihn selbst etwas übrig blieb. Davon merkten nicht nur wir Kinder nichts, sondern auch meine Mutter ahnte es nicht, daß sie gehörig benachteiligt wurde. Ihr Anteil an der Wirtschaft wurde damit erledigt, daß sie „Gustav" jeden Abend auf einige Minuten empfing. Er stand dann in der Hintertür des Hauses und meine Mutter hörte ihn, im Zimmer auf und ab gehend, meist ohne Bemerkung an, während wir Kinder ungeduldig darauf warteten, bis sie wieder in unserer Mitte erschien. „Gustav" galt als Respektsperson und wir gingen mit seinen Sprößlingen, den sogenannten „untersten Kindern", ganz unbefangen um, als ob sie unseresgleichen gewesen wären.

Zu jener Zeit wurden auf dem Lande überhaupt nicht die Unterschiede gemacht, die jetzt überall scharf beobachtet werden; daher kam es aber auch, daß wir die Landessprache ungleich besser verstanden als heute meist der Fall, wo zwischen den „Herrschaftskindern" und denen der „Hofleute" gar kein Verkehr mehr besteht; und auch die Dienstboten ihnen nicht mehr so nahe kommen, als es in jenen „barbarischen" Zeiten geschah, in welche die Erinnerung an die Leibeigenschaft noch stark hinüberreichte. Alle die alten Diener, unter denen ich aufgewachsen bin, waren als Leibeigene geboren; und doch bestand eine Unbefangenheit der Beziehungen, von der man jetzt nichts mehr ahnt. Das war sehr erklärlich; denn bei Streitigkeiten, wie sie zwischen uns und den Kindern der Dienstboten gar nicht selten vorkamen, erhielten diese häufig Recht. Sie brauchten sich also nicht bedrückt zu fühlen und thaten es auch nicht, sondern trugen eher das Gegenteil zur Schau. Meiner Mutter wurde das durch lebenslängliche Anhänglichkeit gelohnt — ein Fall, der übrigens nicht vereinzelt dastand, sondern sich im Kreise unserer näheren und entfernteren Verwandtschaft nicht selten wiederholte. Bei dem im ganzen wenig gemütvollen Charakter der Esten darf das wohl als Beweis dafür gelten, daß sie, wie schon gesagt, im Allgemeinen weit menschenfreundlicher behandelt wurden, als das unter ähnlichen Verhältnissen sonst wohl geschieht.

Das paßte aber nicht nur auf die Dienstboten allein, sondern, wie ich schon andeutete, auch auf das Verhältnis zu den abhängigen Bauern. Aus der Unterwürfigkeit ihres Grußes, der in meinen Kinderjahren noch in einer Knieumfassung bestand, wäre der Außenstehende freilich versucht gewesen, auf das Gegenteil zu schließen; es war aber nichts als der Ausdruck

alter Gewöhnung aus den Zeiten der Leibeigenschaft und hat sich überdies bald genug verloren. Schon in den fünfziger Jahren, nach dem Krimkriege, sah man es nur noch bei ganz alten Leuten, die auch allein die kleidsame Tracht der früheren Zeit beibehielten: das lange auf die Schultern herabfallende Haar, den hohen Hut, den mit Bleiknöpfen besetzten braunen Rock, die Kniehosen mit Strümpfen und an den Füßen die „Pasteln" — ein weicher Schuh aus ungegerbtem Kalbsleder gefertigt — bei den Frauen, wenn sie verheiratet waren, die hohe, der Kopfbedeckung der Potsdamer Grenadiere gleichende Mütze, bei den Unverheirateten ein breiter „perg" genannter Reif und der lange, meist buntgestreifte Rock.

Wenn man die Wohnstätten der Bauern, die in Estland in Dörfern eng zusammengedrängt wohnten, sah, mußte man sie für weit ärmer halten, als sie waren. Sie lebten damals noch durchweg in „Rauchstuben", die ihr Licht fast nur von der Tür her erhielten; denn diese war so niedrig, daß sie oben einen breiten Luftraum ließ, durch welches der Rauch ins Freie dringen mußte. Die Häuser trugen meist uralte, bemooste Strohdächer und sahen oft verfallen aus. Die Höfe waren durch hohe häßliche Holzzäune voneinander getrennt und auch die Felder durchweg davon umgeben — eine Holzverschwendung, die auch heute noch vielfach besteht. Auf den Höfen herrschte keinerlei Ordnung — alles lag wild durcheinander. Schönheitsrücksichten galten bei den Bauern noch weniger als bei den Herren. Genug, ein estnisches Dorf jener Tage konnte auf den Fremden, der es ohne nähere Kenntnis der Verhältnisse erblickte, nur den Eindruck großer Verwahrlosung machen; und doch wäre dieses Urteil irrtümlich gewesen. Mit dem Maßstabe der Gegenwart gemessen, waren die Bauern zwar arm, aber keines-

wegs elend. Ein ländliches Proletariat gab es nicht. Nicht einmal die sogenannten „Lostreiber", d. h. Leute, die keinen Pachtbesitz hatten, sondern vom Gutsherrn nach seinem Belieben ein kleines Stück „Hofsland" zugewiesen bekamen, gehörten im strengen Sinne dazu; denn es wäre gegen alles Herkommen gewesen, sie dem Hunger preiszugeben und obdachlos werden zu lassen. So etwas kam im alten Estland mit seiner dünnen Bevölkerung und seinen weiten unausgenützten Landflächen nicht vor. Bettler waren deshalb sehr selten, und selbst die wenigen, die den Namen „Kirchenbettler" führten, weil es ihnen erlaubt war, sich Sonntags an den Kirchenthüren aufzustellen und sich dort Almosen zu erbitten, litten in der Regel keinen Mangel; das Notwendigste wenigstens fehlte ihnen nicht. Allerdings lebten Besitzende und Nichtbesitzende sehr einfach; Fleisch kam nur ausnahmsweise auf den bäuerlichen Tisch. Die Nahrung war darum aber doch kräftig. Neben dem gesunden Schwarzbrot, das wir „Grabbrod" nannten, bestand sie der Hauptsache nach aus Milch und gesalzenen Fischen, für die der Este noch heute eine außerordentliche Vorliebe hat. Dazu wurde aus mächtigen „Holzbütten" viel Grützsuppe gegessen, die auch bei dem Unterhalt der Hofsleute eine wichtige Stelle einnahm.

Gewiß nährten sich die Herren besser als die Bauern; wenn ich aber an unseren heimischen Speisezettel denke, muß ich doch sagen — üppig war er nicht. — Mehr als zwei Gerichte gab es nur Sonntags, und das eine der beiden bestand nicht immer aus Fleisch. Zweimal in der Woche, Mittwochs und Sonnabends, kam nach uraltem, estländischen Brauch „Grützbrei", bald „Ofenbrei", bald „Glattbrei", wie wir es nannten, auf den Tisch; dazu im Sommer fast täglich saure Milch. Dazu gab es noch andere, seitdem selten ge-

wordene Gerichte, z. B. eine „Palten“ genannte Blutwurst, die meist abends mit „Bierkäse“ — warme Milch, die einen Zuguß von Bier erhielt, — gegessen wurde. Geistige Getränke kamen fast gar nicht auf den Tisch; sie wurden höchstens an Geburtstagen gespendet, wo dann auch unweigerlich der sogenannte „Butterkringel“ (ein Safrangebäck) erschien, das ich außerhalb der Ostseeprovinzen nirgends angetroffen habe. Bier wurde im Lande nur wenig gebraut, und seine Beschaffenheit diente ihm nicht zur Empfehlung. Dagegen war Schnaps auf jedem Tisch zu finden und wurde von den Herren als selbstverständliche Einleitung der Mahlzeit angesehen, die namentlich bei keinem Frühstück fehlen durfte. Darüber hinaus ging der Schnapsgenuß indessen nicht. Ausschreitungen in dieser Richtung, wie sie selbst bei gebildeten Russen keinen Anstoß erregen, waren bei uns, meiner Erinnerung nach, sehr selten.

Eigentlich war das merkwürdig, denn die Mehrzahl der adligen Grundbesitzer, wie sie mir vorschweben, hatte eine ziemlich mangelhafte Schulbildung genossen und sodann einen guten Teil ihres Lebens bis in die Mannesjahre hinein, vielfach auch noch länger, im russischen Kriegsdienst verbracht, wo eine unglaubliche Sittenverwilderung und namentlich auch wüste Trunksucht herrschten. Besonders der Kaukasus, wo in den vierziger Jahren unaufhörlich gekämpft wurde und der Widerstand der Bergvölker noch keineswegs gebrochen war, galt als Schule aller Laster und unmenschlicher Härte. Dorthin aber wurden damals die meisten jungen Offiziere geschickt — der Kaukasus war ein Hauptgesprächsgegenstand jener Tage, zugleich aber auch des Grauens und der Furcht; denn nur zu viele Angehörige kehrten von dort nicht wieder. Teils waren sie den Kugeln der Tscherkessen, teils den zahllosen

Zweikämpfen, die immer auf Leben und Tod in den einsamen Bergfesten ausgefochten wurden, teils endlich dem Schnaps zum Opfer gefallen. Die aber zurückkamen, fanden sich merkwürdig leicht in den Falten der heimischen Sitte zurecht und verlernten die kriegerische Wildheit und Rohheit meistens sehr rasch, so daß mir von Vielen nur der Eindruck der Unbildung zurückgeblieben ist, die allerdings nicht selten so weit ging, daß sie ein recht mangelhaftes Deutsch sprachen, ja im Laufe der Zeit sogar ins Halbestnische verfielen und dann mitunter als „Originale" erschienen, ohne es immer zu sein.

Daß die ländliche Geselligkeit unter diesen Umständen keinen sonderlich idealen Flug annahm, sondern recht häufig einen trockenen, prosaischen Charakter trug, kann man sich denken. Die Verpflegung war einfach wie das tägliche Leben, und über die üblichen drei Speisen wagte sich keine Hausfrau hinaus. Dann pflegten die Herren die Wirtschaft zu besuchen, während die Damen drinnen stickten, häkelten oder andere einfache Handarbeiten machten. Kehrten die Herren zurück, so saßen sie entweder rauchend zusammen oder setzten sich zum Kartenspiel nieder; zu einer gemeinsamen Unterhaltung kam es fast nie. Ebensowenig wurde bei Tisch jemals „bunte Reihe" gemacht. Trotzdem war der Verkehrston nicht eigentlich steif, weil man immer „unter sich" war und sie deshalb ungeniert gehen lassen konnte. Gerade diese geschlossene Einheitlichkeit des Gesellschaftskreises, die von niemandem angefochten wurde, ließ es aber nicht zu der junkerhaften Stimmung und Denkweise kommen, die sich aus dem Bewußtsein entwickelt, daß eine gefährdete Stellung verteidigt werden muß. Im Verkehr des Adels unter sich wurden niemals Prädikate gebraucht — das „von" vor dem Namen hätte als lächerlich gegolten — ebenso das

eigentliche Titelwesen, was sich z. Teil vielleicht daraus erklärt, daß die „Excellenz" in Rußland ungleich weniger bedeutet, als in anderen Ländern, weil sie schon mit der fünften Rangstufe, d. h., dem „wirklichen Staatsrat" erworben wird; mit andern Worten: jedem Beamten von einiger Ausdauer im Dienst zugänglich ist, ja thatsächlich nicht vermieden werden kann, — sie wird einfach „ersessen"; das Verdienst spricht dabei nicht immer mit.

Alles das trug dazu bei, dem Verkehr eine Ungezwungenheit zu geben, die die Balten als eigentümliches Vorrecht noch heute zu schätzen verstehen, obwohl inzwischen manches anders geworden ist und sie eigentlich nur noch unter Trümmern wandeln. Als unverbrüchlicher Grundsatz galt unter dem Adel vollständige Gleichheit, gegen die sich niemand, auch der Reichste und Höchstgestellte nicht, aufzulehnen wagte. Dieses Bewußtsein verlieh jedem, mochten seine Verhältnisse noch so einfach und bescheiden sein, eine Sicherheit und Unbefangenheit des Auftretens, deren Niederschlag im gesellschaftlichen Kreise allgemeines Behagen war, wie man es sonst so leicht nicht findet, und das jedem, der es kennen gelernt hat, unvergeßlich bleibt. Aus diesem Gefühl der Sicherheit und Behaglichkeit heraus erwuchs aber auch freundliches Benehmen gegen andere Stände, wenn man mit ihnen in Berührung kam, was allerdings unter den obwaltenden Verhältnissen nicht häufig der Fall sein konnte. Niemandem fiel es damals ein, dem Adel seine Vormachtstellung im Lande zu bestreiten.

Eine Tagespresse im heutigen Sinn, die sich dies zur Aufgabe hätte machen können, gab es im alten Estlande nicht, sondern nur ein Wochenblättchen kleinsten Formats, das die Harmlosigkeit selbst war. Die „Revaler Zeitung" ist erst im Jahre 1860 begründet

worden; die übrigen, heute erscheinenden Tagesblätter noch später. Unangeforderter Besitz aber stimmt eher wohlwollend, als angreiferisch; und so verlief das, was man in Estland öffentliches Leben nennen mochte, harmlos und ohne Konflikte — allerdings auch ohne sonderlich erhebende Momente. Man hätte es ein „Fäakendasein" nennen können, wenn nicht die Furcht vor der russischen Allgewalt und der grausamen Strenge der herrschenden Gesetze das Idyll immer wieder gestört hätte. Daß diese Furcht mehr in der Erinnerung an die Vergangenheit, als in der Erfahrung der Gegenwart wurzelte, muß übrigens gerechter Weise zugestanden werden. Kaiser Nikolaus I. der in der ganzen Welt für einen furchtbaren Despoten galt, hat das kapitulationsmäßige Recht, wie es Liv- und Estland im Jahre 1719 von Peter dem Großen verbrieft worden war, jeder Zeit so gewissenhaft geachtet, daß die Bewohner des Landes kaum etwas von russischer Herrschaft merkten. Selbst die sogenannten „Kronsbehörden" mit Ausnahme der Post- und Militärverwaltung verhandelten im inneren Verkeht ausschließlich deutsch, nur an die Zentralbehörde in Petersburg wurde russisch geschrieben.

Der innere Verkehr war vom Standpunkte der Regierung freilich nur formaler Art, da die gesamte Verwaltung und Gerichtsbarkeit sich außerhalb der Städte, die ihre eigene alte, mittelalterliche Ratsverfassung besaßen, in den Händen der Ritterschaft befand, und von dieser, wie wir gesehen, ehrenamtlich ausgeübt wurde. Estland vor allem kann in dieser Hinsicht als unerreichtes Musterbeispiel gelten; so wenig kostete seine Verwaltung, während ihre Leistungen den allerdings höchst einfachen Verhältnissen der Zeit vollkommen entsprachen.

Diese Verhältnisse waren die des Ackerbaues in seiner weitesten Gestalt; hier und da gab es zwar auch gewerbliche Anwesen; es waren ihrer aber so wenige und sie lagen so verstreut, daß sie keinen merkbaren Einfluß auf die Lebenshaltung und Denkweise der Bevölkerung auszuüben vermochten. Alles war im Sinn des einzig herrschenden Faktors so eingehend und sorgfältig geordnet, daß fremde Elemente nirgends eindringen konnten, und Laienverwaltung wie Laiengerichte durchaus befähigt waren, sachgemäß zu entscheiden. „Volksgerichte" im altgermanischen Sinn, wie sie z. B. in Schleswig-Holstein bis zur Einverleibung in Preußen (1867) bestanden haben, gab es in den Ostseeprovinzen zwar nicht, sondern wie wir gesehen haben „Adelsgerichte", die als solche einseitig zusammengesetzt waren. Kerndeutsch in ihrem Wesen und in ihrer Form erscheinen aber auch sie. Namentlich das estländische „Oberlandgericht" haben Sachkenner eine in ihrer Art einzig dastehende Einrichtung genannt. Die 12 Landräte, die dem Landtag gegenüber als sogenannter „fünfter Kreis" eine Art Oberhaus bildeten und gleichzeitig mit den Kreisdeputierten im ritterschaftlichen Ausschuß die Landesverwaltung führten, waren auch zur Rechtsprechung in höchster Instanz berufen. Ihre Urteile, die von einem rechtsgelehrten Sekretär angefertigt wurden, unterlagen nur der Nachprüfung durch den Petersburger Senat, zu der es aber meines Wissens in älterer Zeit nur selten kam, weil man sich gern nach außen hin abschloß und der Senat die eigenartigen Verhältnisse der drei Provinzen nicht ausreichend kannte.

Der Landtag selbst, aus dessen Wahlen alle Verwaltungs- und Gerichtskörper hervorgingen, war eine Vertretung sämtlicher Rittergüter des Landes, die bis zum Jahre 1865 nur von Edelleuten besessen werden

konnten — außer ihnen nur noch von den Städten, deren Bürgermeister, falls die Stadt Rittergüter besaß, auf dem Landtag erscheinen durften und dort Sitz und Stimme hatten, wie jeder andere. Der sogenannte „ordinäre“ Landtag kam alle drei Jahre zusammen und wählte zunächst den „Ritterschaftshauptmann“, der das Land der Regierung gegenüber vertrat und, wenn seine Zeit um war, der Regel nach ins Landratskollegium überging. Dem Landtage stand kapitulationsmäßig, in Estland wenigstens, eine so weitgehende Selbständigkeit zu, daß die von ihm ausgehenden Wahlen nicht einmal der kaiserlichen Bestätigung bedurften, wie auch der Gouverneur, der übrigens herkömmlich ein baltischer Edelmann war, nicht das Recht hatte, den Sitzungen beizuwohnen, sondern sich mit dem Bericht begnügen mußte, den ihm der „Ritterschaftshauptmann“ abzustatten pflegte. Überhaupt hatte kein Außenstehender Zutritt, nur die Primaner der Ritter- und Domschule, die von Kuratoren der Ritterschaft verwaltet wurde, durften, wenn sie zur Matrikel gehörten, erscheinen, und es war üblich, daß ihnen die Erlaubnis dazu von der Schule erteilt wurde — nicht immer zum Nutzen ihres Fleißes und ihrer Studien, wie jeder zugeben wird, der sich jener, längst hinter uns liegenden Zeiten zu erinnern vermag.

Auf alle diese Vorrechte wurde streng und eifersüchtig gehalten. Keinem Ritterschaftshauptmann wäre es je in den Sinn gekommen, ein nicht deutsches Aktenstück entgegen zu nehmen oder es zu dulden, daß der Gouverneur in seiner amtlichen Eigenschaft den „Saal“ betrat. Hier war die Ritterschaft „unter sich“ und fühlte sich fast souverän. Es wäre aber ganz irrtümlich zu glauben, daß dies mit einem politisch-oppositionellen Geist zusammengehangen hätte. Davon war in den Tagen meiner Kindheit kaum eine

Spur zu bemerken. Alles war vielmehr gut zarisch gesinnt und selbst an einer gewissen Sympathie für das russische Volk fehlte es nicht, wie sich denn auch, jedenfalls durch Vermittlung der heimkehrenden Offiziere, manche russische Wendungen und Sitten eingeschlichen hatten; so daß man es liebte, den Kindern russische Vornamen zu geben und ebensolche Kosenamen zu gebrauchen. Auf dem Lande waren der russisch gekleidete Kutscher und der russische Anspann allgemein, und es gehörte im Stall zum guten Ton, sich russischer Brocken zu bedienen. Das alles blieb freilich auf der Oberfläche. Und wie konnte es anders sein, da man von Rußland und dem russischen Leben eigentlich nur vom Hörensagen wußte und Russen fast nur flüchtig und vorübergehend sah — besonders im Sommer, wenn sie die estländischen Seebäder besuchten, was aber der mangelhaften Verbindungen wegen nur wenig geschah. Zwar verkehrten in den 40er Jahren schon einzelne Dampfschiffe zwischen Reval und Petersburg; aber die Seereise wurde von vielen gefürchtet; wer zu Lande nach der Reichshauptstadt wollte oder umgekehrt, mußte sich der Postkutsche oder der „Teléga" bedienen. Beides wurde von Deutschen und Russen, wenn irgend möglich, vermieden, weil es in der That eine furchtbare Beförderungsart war.

So kam es, daß man selbst in Petersburg, trotz vergleichsweise geringer Entfernung, von den Ostseeprovinzen und ihren Zuständen so gut wie nichts wußte — weniger jedenfalls als von Berlin oder gar von Paris, wo das vornehme und gebildete Russentum jener Tage in noch ungleich höherem Grade seinen „idealen" Mittelpunkt fand, als jetzt. Da die bis zur Verrücktheit gesteigerte Nationalitätswut der Gegenwart damals aber in Rußland wenigstens noch nicht erwacht war, so wurden die Ostseelande nicht

einmal theoretisch zum Gegenstand nationalistischer Experimente gemacht. An einzelnen Fanatikern fehlte es allerdings nicht, die im Interesse der „Einheit des Reiches", wie es hieß, wenigstens die Einführung der russischen Sprache in den „Grenzmarken" für notwendig hielten und sich in diesem Sinn so eifrig bemühten, daß sie ihr Ziel wahrscheinlich erreicht hätten, wenn nicht die revolutionären Unruhen von 1848 dazwischen gekommen wären, die Kaiser Nikolaus I. gegen alle Neuerungen so mißtrauisch machten, daß er von dieser tiefeinschneidenden Maßnahme Abstand nahm. Darin, wie in manchen andern Dingen glich er seinem Großvater Paul I., der die von seiner Mutter Katharina II. aufgehobene Sonderverfassung der Ostseeprovinzen durch den Restitutionsukas von 1796 wieder herstellte; weil er eine eigentümliche Schwärmerei für alles, was ihm „mittelalterlich" vorkam, hegte. Seltsamerweise wurde ihm diese hochherzige That von den Nächstbeteiligten nur wenig gedankt — seltsamerweise und doch auch wieder erklärlich. Denn die einmal erwiesene Wohltat wurde durch zahllose Willkürlichkeiten und Grausamkeiten der schlimmsten Art, die zum Teil unmittelbar darauf folgten, auf das Ärgste verdunkelt und in den Schatten gestellt.

In meinen Kinderjahren lebten noch manche, die das alles mitangesehen ja wohl gar miterduldet hatten. Ihre Erzählungen gingen in unseren Kreisen von Mund zu Mund und trugen vor allem dazu bei, das „Gruseln" lebendig zu erhalten, das uns alle erfaßte, wenn wir gen Osten sahen oder auch nur russische Uniformen erblickten. Daran allein lag es freilich nicht; die furchtbare Strenge der russischen Gesetzgebung, deren ich schon erwähnte, trat uns auf einzelnen Gebieten noch immer unmittelbar entgegen; gemildert war sie damals noch in nichts. Der Soldat mußte nach wie

vor 25 Jahre dienen und stand während dieser ganzen Zeit, die bei manchem bis an die Grenzen des Greisenalters reichte, unter einer Zucht von unmenschlicher Härte, die kein Lichtstrahl der Barmherzigkeit erhellte. Das ging so weit, daß die armen, elend genährten und schlechtgekleideten Leute in Gegenwart der Vorgesetzten unausgesetzt zitterten und bebten, daß man ihr Zähneklappern deutlich hörte. Jeder Leutnant hatte das Recht, ohne Angabe von Gründen Gemeinen wie Unteroffizieren 500 Hiebe zu diktieren. Wer gar zum Spießrutenlaufen verurteilt wurde, konnte unter Umständen 4000 Hiebe erhalten, was in den meisten Fällen natürlich dem Todesurteil gleichkam. Die Vollstreckung dieser barbarischen Züchtigung konnte selbstverständlich nicht auf einmal stattfinden, sondern wurde bisweilen auf drei Wochen verteilt.

Niemandem aber fiel es ein, gegen dieses Verfahren Einspruch zu erheben. Es paßte dermaßen zum Ganzen, daß man seine Scheußlichkeit kaum mehr empfand. Ein jeder dachte vielmehr, in Rußland kann es wohl nicht anders sein, und beruhigte sich dabei um so mehr, als man gewohnt war, sich jede Änderung als den Ausfluß der zarischen Allmacht zu denken, der gegenüber der bloße Gedanke der Einmischung schon frevelhaft erschien. Diese Gewohnheit war dermaßen in Fleisch und Blut übergegangen, daß man die Entwürdigung des Menschen, wie sie solche Zustände bedingten, im Grunde nur wenig fühlte, wenn man auch davor Furcht empfand.

Zu den brutalsten Erscheinungsformen des herrschenden Despotismus gehörte die Art, wie die Rekrutenaushebung im Innern vor sich ging. Die Leute wurden in ihren Wohnungen überfallen und kurzweg fortgeschleppt, als wären sie Räubern in die Hände gefallen. Diese, an den alten englischen „Preß-

gang" erinnernde Praxis war in den Ostseeprovinzen nicht üblich; hier wurden die Leute im Alter von 21—35 Jahren von den Einzelgemeinden oder „Gebieten" zu so und soviel vom Tausend der Empfangskommission gestellt, die nach militärärztlicher Untersuchung losen ließ und dann über die Annahme entschied. Die Form also wich von der damals in Westeuropa gebräuchlichen wenig ab. Der Sache nach aber wurde die Annahme, die mit dem technischen Ausdruck „lób" (Stirn) — was soviel bedeutete, daß der Betreffende das Maß hielt — ausgesprochen wurde, von dem Rekruten wie von seinen Angehörigen fast als Todesurteil und Abschied auf Nimmerwiedersehen betrachtet und deshalb in aller Form wie ein Begräbnis gefeiert. In der That kam nur selten einer zurück; wenn es aber geschah, war er meist zu nichts mehr zu brauchen — ein innerlich und äußerlich völlig gebrochener Mensch, der der Heimatgemeinde nur zur Last fallen konnte, und den man deshalb nicht einmal gern wiederkehren sah. Unter diesen Umständen war es kein Wunder, daß Simulierungsversuche und Selbstverstümmelungen sehr häufig vorkamen.

Die Angst vor dem Soldatwerden beherrschte alles, groß und klein, von der Wiege bis zum Grabe; denn, abgesehen von dem furchtbaren Elend, das eines jeden im Heeresdienst harrte, galt er nicht einmal eine Ehre, weil es üblich war, daß das ärgste Gesindel, Diebe und Herumstreicher aller Art, wie es damals hieß, „vorzugsweise abgegeben" wurde. Die Gemeinden waren berechtigt, sich ihrer unbrauchbaren Elemente auf diese Art zu entledigen; wie es ihnen auch zustand, Leute, die sich eines Vergehens oder Verbrechens schuldig gemacht hatten, von sich aus zur „Verschickung" nach Sibirien „vorzustellen". Ein solches Gesuch wurde,

wenn nicht besondere Gründe dagegen sprachen, regelmäßig genehmigt. Da das „Gebiet" sich nun aber seinerseits in vollständiger Abhängigkeit vom Gutsherrn befand, so war es eigentlich dieser, der die „Abgabe ins Militär" und die „Verschickung" nach Sibirien von sich aus bestimmte, wie er auch berechtigt war, nach seinem Ermessen Heirats- und Auswanderungserlaubnisse zu erteilen oder zu versagen. Unter „Auswanderung" war unter damaligen Verhältnissen meist nur Übersiedlung in eine andere Gemeinde zu verstehen, wo sich der Betreffende dann „anschreiben" lassen mußte. Wer das Gouvernement, was sehr selten vorkam, verlassen wollte, durfte dies ebenfalls nicht ohne Zustimmung seines Gutsherrn thun und bedurfte außerdem noch eines besonderen Passes. Letztere Einrichtung besteht noch jetzt und findet genau genommen nicht nur auf die Bauern Anwendung, sondern auf alle Angehörigen des Gouvernements und des Kreises, ist jedoch in der Praxis ungebräuchlich geworden und wird nur in besonderen Fällen, namentlich wenn die Bauern, was in Rußland nicht selten geschieht, von einem plötzlichen Wanderfieber ergriffen werden und zu Tausenden fortziehen, wieder hervorgeholt, um ihnen die gewünschte Auswanderungserlaubnis zu verweigern.

Wenn man will, war mit dem hier geschilderten Stande der Dinge kaum etwas anderes gesagt, als daß an die Stelle der Leibeigenschaft die „Hörigkeit" getreten sei. Von den Bauern, die damals wenig wanderlustig waren, wurde das indessen kaum als Härte empfunden; die Anhänglichkeit an den Boden war außerordentlich groß; sie trennten sich nur im Notfall von dem heimischen „Gebiet". Andererseits aber empfand auch der Gutsherr es als moralische Verpflichtung, keinem „Wirt" ohne besonderen Grund sein

„Gesinde" zu nehmen; so daß die meisten Gebiete unter sich einen durch Blutsverwandtschaft engverbundenen „Clan" bildeten, der sich gegen fremde Elemente abwehrend verhielt und ihr Eindringen geradezu als ein ihm angethanes Unrecht empfand. Auf Gütern, die alter Familienbesitz waren, hatte sich dadurch ein Verhältnis zwischen Herren und Bauern entwickelt, das einen ausgeprägt patriarchalischen Charakter trug, ja dem des Fürsten zu den Unterthanen ähnlich sah. Daß auch dies stark dazu beitrug, die formale Härte der gesetzlichen Bestimmungen zu mildern, brauche ich kaum zu betonen, weil es überall, wo es deutschen Grundadel giebt, in mehr oder minder ausgeprägter Weise wieder gefunden wird, während die Gemütlosigkeit der Slaven und Romanen ein solches Zusammenwachsen verhindert und nur das Herren- und Knechtsbewußtsein übrig läßt, das sich auf der einen Seite in kalter Verachtung, auf der anderen in heimlichem Hasse äußert oder vielmehr geäußert hat; denn derartige Zustände kommen heutzutage allenfalls noch in Galizien, wo die polnischen „Pane" nach Belieben schalten und walten dürfen und in Unteritalien vor. In dem alten Estland, wo von jeher ein außerordentliches Maß von Gutmütigkeit zu Hause war, wußte man davon nichts. Zwar gab es, wie schon angedeutet, unter den Gutsbesitzern auch harte, allzu „nährige" Herren, die ihre Macht über die Bauern mißbrauchten und sie aussaugten, soviel sie konnten; von der großen Mehrzahl der Standesgenossen wurde ihnen dies jedoch sehr verdacht, und wer es gar mit dem „Sprengen" von Dörfern versuchte, wie der Ausdruck für das „Bauernlegen" war — hatte es mit ihnen für immer verdorben und sich um alle Achtung gebracht. Selbst das Einziehen des sogenannten „Sechstels" vom Bauernland, das gesetzlich zulässig war, wurde

für nicht recht anständig gehalten und kam deshalb nur ausnahmsweise vor.

Als „nobile officium“ galt es dagegen, den Schulunterricht der Bauer zu fördern, den Gemeinden zu diesem Zweck eigene Grundstücke zu überlassen und sie beim Bau des Schulhauses durch Balkenlieferung zu unterstützen, endlich ihnen auch beim Unterhalt des Schulmeisters bald im höheren, bald im geringeren Maß behilflich zu sein. So hatte in meinen Kinderjahren fast jede Gemeinde schon ihre eigne Schule, wo unter Oberaufsicht des Ortspastors in estnischer Sprache unterrichtet wurde; und zwar, dank dem Eifer, den die Geistlichkeit dabei durchweg entwickelte, mit solchem Erfolge, daß die jüngeren Leute fast sämtlich zu lesen, viele auch zu schreiben verstanden. Später hat sich das noch bedeutend verbessert. Schon damals aber konnten sich die drei Provinzen hinsichtlich des Volksschulunterrichts mit den meisten westerropäischen Ländern nicht nur ungescheut messen, sondern übertrafen sogar manche bedeutend. Die Ausbildung der Schulmeister wurde von der Ritterschaft durch Einrichtung von Seminaren in systematischer Weise gefördert und durch besonders gewählte Kuratoren gewissenhafte Aufsicht geübt. Das Reich kümmerte sich um diesen Zweig der Verwaltung ebensowenig wie um die anderen, und that damit das Beste, was nach Lage der Dinge geschehen konnte. Das hat die spätere Entwicklung gezeigt, die nichts anderes als die Herunterziehung des blühenden baltischen Schulwesens auf die Stufe des innerrussischen bedeutet — eines der mangelhaftesten, die es auf beiden Hälften der Erdkugel giebt.

Mit Erwägungen grundsätzlicher Art hing das übrigens weniger zusammen als mit der tiefgehenden Gleichgültigkeit der leitenden Kreise gegen alles, was das Bildungswesen betraf. Vor allem trat das

in der Besetzung der einflußreichsten Posten auf diesem Gebiet hervor. Kuratoren der Universitäten wurden meist ausgediente Generale, die man anderweitig nicht mehr zu verwerten wußte; bei denen es auf nichts anderes ankam als auf die unerbittliche Handhabung der dienstlichen Vorschriften und Formen. In dieser Hinsicht war Kaiser Nikolaus I. selbst völlig starr und unnahbar — besonders, seit er unter dem Eindruck der revolutionären Bewegung zu Ende der 40er Jahre stand, die seiner Ansicht nach nur durch die unbarmherzigste Strenge von Rußland ferngehalten werden konnte. Man muß zugeben, daß er von diesem Standpunkt aus mit tadelloser Folgerichtigkeit verfuhr, dem Zeitgeist nicht die mindesten Zugeständnisse machte und nicht wie seine Brüder auf den Thronen vielfach thaten, mit der einen Hand zurückgab, was er mit der anderen genommen. Auch in den Ostseeprovinzen wurde diese Strenge fühlbar, obwohl der Kaiser wußte, und es auch bei passender Gelegenheit aussprach, daß er an der Loyalität der Balten und ihrer antirevolutionären Gesinnung keinen Augenblick zweifele. Das Verhalten einiger Ausländer in Dorpat war indessen nicht ganz ohne Grund verdächtig geworden; dies führte zu Maßnahmen, die die Schrecken vergangener Zeiten wieder erneuerten, so daß man sich in die Tage Kaiser Pauls zurückversetzt glaubte. Unter anderem erinnere ich mich der Bestürzung, die es in unserer ländlichen Zurückgezogenheit hervorrief, daß in Reval die Versieglung sämtlicher Buchhandlungen befohlen und eine allgemeine Haussuchung nach verbotenen Büchern angedroht wurde. Zur Ausführung kam die Drohung übrigens nicht, und auch die Buchhandlungen durften binnen kurzem wieder geöffnet werden. Allein die Furcht vor der Gendarmerie, d. h. der furchtbaren Geheimpolizei der eigenen Kanzlei des Kaisers

blieb, um erst mit dem Tode Nikolaus I. allmählich zu schwinden.

Das hier Gesagte reicht über meine frühesten Kinderjahre schon hinaus und gehört deshalb eigentlich in einen andern Zusammenhang hinein; ich komme auf diese Dinge später noch zurück. In der ersten Hälfte der 40er Jahre wurden wir durch derartiges noch nicht beunruhigt. Dafür aber gab es etwas anderes, das das baltische Deutschtum auf das Tiefste erregte, weil es ganz dazu angethan schien, ihm die Axt an die Wurzel zu legen — das war die im Jahre 1841 beginnende Übertrittsbewegung in Livland, durch die etwa 150000 Esten und Letten dem evangelischen Bekenntnis abtrünnig gemacht wurden. Dadurch ist ein Zwiespalt entstanden, der in später Zeit — d. h. mit dem Beginn der Russifizierungsära von 1885 — der unversiegliche Quell schwerer Kümmernisse und Leiden werden sollte. Eigentümlicherweise blieb diese Bewegung, deren Urheber der damalige Erzbischof von Riga war, auf Livland beschränkt und wurde auch dort durch persönliches Eingreifen des Kaises nach etwa anderthalb Jahren zum Stillstand gebracht. Ich nenne das „eigentümlich", weil Kurland, das zu einem Drittel dem Staat gehört, und Estland, wo die Bauern im Durchschnitt weit ärmer und zurückgebliebner waren, als in der südlichen Nachbarprovinz, dem Bekehrungseifer der mit Landversprechungen arbeitenden Popen wahrscheinlich einen noch günstigeren Boden geboten hätten als das vergleichsweise wohlhabende Livland. Indessen, die Thatsache steht fest: in Kurland und Estland sind damals keinerlei Bekehrungsversuche gemacht worden. Erst zum Beginn der 80er Jahre und unter ganz veränderten Verhältnissen ist dies geschehen; leider nicht ohne einen gewissen Erfolg, wenn derselbe auch

an die hochgespannten Erwartungen der griechisch-orthodoxen Fanatiker bei weitem nicht heranreichen sollte. In Livland waren die „Bekehrungen" bezeichnender Weise durchweg mit Unruhen „agrarischer" Art verbunden. Daraus geht unwiderleglich hervor, daß hier lediglich mit materiellen Mitteln gearbeitet worden ist, d. h. mit Versprechungen und Vorspiegelungen, die sich in keiner Weise bewahrheiteten und deshalb bald einen starken Rückschlag der Enttäuschung hervorrufen mußten. Es leidet denn auch keinen Zweifel, daß die ungeheure Mehrzahl der Übergetretenen, wenn es ihnen freigestanden hätte, sehr bald zur evangelischen Kirche zurückgekehrt wäre. Allein das russische Kirchengesetz verbietet dies unter Androhung der schwersten Strafen. Wer ihr einmal gehört, den hält sie mit Kindern und Kindeskindern fest.

Übrigens hat nicht bloß die Unzuverlässigkeit und Verlogenheit der „Macher" die Bewegung zum Stehen gebracht, sondern, wie schon bemerkt, vor allem das Eingreifen des Kaisers, dessen ehrenhafter Denkweise die Anwendung unlauterer Mittel widerstrebte. Sobald er die wahre Natur dieser Mittel erkannt hatte, zögerte er keinen Augenblick mit seinem Verbot. Überhaupt mag man von Nikolaus I. sagen was man will — als Charakter hat er turmhoch über den meisten seiner Zeitgenossen gestanden und die Männer der Gegenwart überragt er mit seiner eisernen Grundsatzfestigkeit und unverbrüchlichen Loyalität erst recht.

In diesem Zusammenhang ist es wohl am Platz, der kirchlichen Verhältnisse zu gedenken, die die Übertrittsbewegung in erster Reihe berührte. Bis zu der verhängnisvollen Wendung am Anfang der 40er Jahre gehörten die drei Ostseelande zu den Gebieten, die sich das evangelisch-lutherische Bekenntnis am reinsten und ungemischtesten bewahrten. Der Bruchteil der

Andersgläubigen war außerhalb der Städte verschwindend gering und nur in Riga einigermaßen ansehnlich zu nennen, weil es dort mehrere Tausend „Altgläubige" gab, die in der alten evangelischen Stadt Schutz gegen Glaubensbedrückung gesucht und auch gefunden hatten, was mit dem heutigen Maßstab gemessen, wunderbar genug erscheinen mag, damals aber, wo die Stellung unserer Landeskirche von der Staatsgewalt noch geachtet wurde, nichts Auffälliges hatte, sondern als selbstverständlich galt. So beneidenswert dieser Stand der Dinge aber von der einen Seite war, brachte er doch auch Übelstände mit sich, zu denen vor allem eine gewisse Lauheit und Gleichgültigkeit gehörte, wie sie sich da, wo kein Kampf ist, nur allzu leicht einzustellen pflegt. Es kam dazu, daß zu der Zeit, als die Übertrittsbewegung begann, der Einfluß des Rationalismus, wenngleich schon bedeutend geschwächt, innerhalb der Landeskirche noch keineswegs ganz gebrochen war, sondern unter den älteren Geistlichen manche Anhänger besaß. Einiger davon weiß ich mich selbst noch zu erinnern. Zu ihnen gehörte unter anderen unser eigner Ortspastor H., eine Persönlichkeit, die ihrer äußeren wie inneren Beschaffenheit nach einen recht unansehnlichen Eindruck machte und des Deutschen als geborener Finländer nicht einmal ganz mächtig war. Als ausgesprochner Charakterkopf dagegen schwebt mir der alte Pastor W. heute noch vor, der bis zu seinem Lebensende, das, so viel ich weiß, erst in die 70er Jahre fiel, in hohen Stiefeln einherging und, wie man sagte, mit den Schmugglern der Strandgegend, die er geistlich bediente, in den besten Beziehungen stand. Ich erinnere mich nicht, jemals ein Lob seiner Predigten oder seiner Seelsorge gehört zu haben; dagegen war das Pastorat durch seine feinen Weine und Cigarren weit und breit rühmlichst bekannt.

Wenn die beiden hier Genannten auch nur Ausnahmen gewesen sein werden, so ging durch die Reihen der Amtsbrüder doch, wie gesagt, vielfach ein Zug der Lauheit und der Kühle, der sich unter anderem auch darin zeigte, daß zu der genannten Zeit ein bekannt rationalistisch gesinnter Mann Generalsuperintendent von Estland sein konnte. Um so bezeichnender aber ist dies, als der Generalsuperintendent nicht etwa von der Geistlichkeit selbst, sondern vom Landtage gewählt wird, woraus geschlossen werden darf, daß die Mehrheit desselben an seiner Halbgläubigkeit keinen besonderen Anstoß genommen haben kann. Der Umschwung, der sich in dieser Richtung seitdem vollzogen hat, ist, soweit Estland in Betracht kommt, zum guten Teil das Werk eines einzigen Mannes gewesen, des Oberpastors an der Revaler St. Olaikirche, August Huhn, der im Laufe von etwa 20 Jahren seine eigene Gemeinde unmittelbar, mittelbar aber die ganze Stadt und selbst das Land aus ihrer Lauheit herausgerissen und zu einer geistlichen Wärme emporgehoben hat, für die es meines Wissens nur wenige, gleich schlagende Beispiele giebt.

Wie dem aber auch sein möge, zu der Zeit, die hier in Frage kommt, spielten derartige Einflüsse noch keine Rolle, — die Landeskirche war noch wenig geweckt und deshalb auch nicht in der Lage, den Versuchern in voller Waffenrüstung entgegenzutreten. Sie hat sich die schwere Demütigung, die der Abfall so vieler Tausende gebracht, indessen zur Lehre dienen lassen und ihres Amtes in der Folge mit einem Eifer und einer Hingebung gewartet, die während der Kirchenverfolgung der 80er und 90er Jahre ihre Probe glänzend bestanden haben und es heute noch thun. Man darf sich das nicht etwa leicht vorstellen. Der evangelische Geistliche war und ist zwar in den

Ostseeprovinzen äußerlich im Durchschnitt günstig gestellt und genießt als zum Herrenstande gehörig auch außerhalb des Amtes ein außerordentliches Maß von Ansehn. Der Adel hat mit ihm von jeher als mit seinesgleichen verkehrt und gesellschaftlich nie einen Unterschied gemacht. Gerade diese äußerlich angesehene Stellung war den Pastoren aber mitunter zur Klippe geworden und hatte sie an ein bequemes Leben gewöhnt, während die Aufgaben der Seelsorge, die sich auf große dünnbevölkerte Sprengel erstrecken, an ihren wahren Erfordernissen gemessen, das Gegenteil bedingten. Dazu kamen die hohen Anforderungen, welche die Schulaufsicht, wie ich schon oben erwähnte, an den Eifer und das Pflichtgefühl der Geistlichen stellten. Wie gewissenhaft sie im Durchschnitt diesen Anforderungen nachgekommen sind, — das wird durch den Stand des baltischen Volksschulwesens zu der Zeit bezeugt, wo die selbständige Schulaufsicht der Geistlichkeit staatlichen Inspektoren übertragen wurde, d. h. in der zweiten Hälfte der 80er Jahre.

Mögen diese Leistungen immerhin der Vergangenheit angehören — einmal sind sie doch Gegenwart gewesen. Schon das aber würde genügen, um der baltischen evangelisch-lutherischen Geistlichkeit eines der ehrenvollsten Blätter der Heimatsgeschichte zu sichern. Noch schönere Züge freilich giebt es zu berichten, doch gehört das erst in die Schilderung eines späteren Zeitpunktes hinein.

Neben den oben erwähnten ungünstigen Momenten, welche die Wirksamkeit der baltischen Geistlichen im subjektiven wie im objektiven Sinn erschwerten, dürfen andere nicht vergessen werden, von denen man wohl sagen kann, daß sie ihrem Amtseifer in einem Maße zu Hülfe kamen, wie man es im mittleren und westlichen Europa schon zu jener Zeit nicht mehr fand,

geschweige denn heute. Die Leute waren nicht nur an Gehorsam gewöhnt; sie sahen in dem Pastor wie in dem Gutsherrn noch ein höheres Wesen, dem man nicht nur äußere Unterwürfigkeit, sondern auch Ehrfurcht schuldig war. Mit Widersetzlichkeit hatten die Geistlichen also weder in der Kirche noch in der Schule zu kämpfen. Böswillige Hetzer, wie sie in der Folgezeit in Unmasse aufgetaucht sind, gab es nicht; man verstand, an sie nicht einmal zu denken. Alles ging seinen ruhigen geordneten Gang: wenn ausnahmsweise Reibungen vorkamen, so waren sie stets nur persönlicher, nicht grundsätzlicher Art und konnten deshalb keine dauernde Erregung und Unzufriedenheit hinterlassen. Daß die Schattenseite dieses äußerlich friedlichen Standes der Dinge nicht selten Lauheit und Gleichgültigkeit war, sagte ich schon. Den einzelnen Geistlichen hinderte aber nichts, diesen Mißstand in seinem Bereich zu bekämpfen. Wenn er Sonntags auf seine Kanzel trat, war er trotz alledem sicher, die Gemeinde vollzählig versammelt zu sehen. Weder Schnee, noch Regen, noch Kälte hielten die Leute ab selbst bei den schlechtesten Wegen meilenweit bis zur Kirche zu fahren oder auch, das Schuhwerk in der Hand, — zu Fuß zu gehen. Auch zum Abendmahl fanden sich die Bauern gewissenhaft ein; kurz, vom Standpunkt der bloßen Kirchlichkeit hatte der Pastor in der That nicht zu klagen. Wenn es jemand daran fehlen ließ, so war er eher unter den deutschen Eingepfarrten zu finden, die herkömmlicher Weise kaum ein halbes Dutzend Mal im Jahr im Gotteshause zusammen kamen. Dann wurde zweimal gepredigt; immer aber erst estnisch, dann deutsch; und so wird es auch bis zu diesem Augenblick noch gehalten. Der Ursprung dieses Herkommens ist nicht bekannt, aber wahrscheinlich darin zu suchen, daß es den zeitweilig sehr schwach ver-

tretenen geistlichen Kräften nicht möglich war, beide Gemeinden regelmäßig zu bedienen. Da ist dann der estnischen, als der weitaus zahlreicheren, der Vortritt geblieben — im Sinn der Fürsorge für die Schwächern und Untergebenen immerhin kein übles Zeichen, wenn es andererseits auch nicht für besondere kirchliche Wärme spricht, daß sich die herrschende Kaste mit Ausnahmsgottesdiensten begnügte.

Auch das spricht, wie man zugeben muß, nicht dafür, daß die in den Ostseeprovinzen durchweg alleinstehenden Kirchen ebenso regelmäßig — oder doch sehr häufig von Gutsschenken umgeben waren, die man naiver Weise kurzweg „Kirchenkrüge" nannte. Dies hing mit dem ausschließlichen Schankrecht der Güter zusammen, das erst der Einführung des Branntweinmonopols im Jahre 1900 gewichen ist, und wie nicht in Abrede gestellt werden soll, zu manchem Mißbrauch Anlaß geboten hat. Mein elterliches Gut z. B., so klein es war, hatte nicht weniger als fünf Krüge, die freilich keinen nennenswerten Absatz hatten, so daß die Wirte sich der Hauptsache nach auf den Ertrag ihrer Landwirtschaft angewiesen sahen. Immerhin war die Trunksucht damals verbreitet genug; wenn man bei abendlichen Fahrten, namentlich Sonntags, an Krügen vorüberkam, wurde man oft von wüstem Gebrüll begrüßt, das mit Schlägereien zu endigen pflegte. Es gehörte indessen unter den Bauernwirten zum guten Ton, sich von diesen Gelagen fern zu halten.

Zu dieser Schärfung des Ehrenpunktes trug übrigens nicht wenig bei, daß das Herrenhutertum mit seiner strengen Enthaltsamkeit um jene Zeit in Estland unter den Bauern große Verbreitung erlangte. Neben den Kirchen stiegen überall Bethäuser auf und es entwickelte sich ein Sondergeist, der zu dem geordneten Lehramt vielfach in so ausgesprochenen Gegensatz trat,

daß sich die Pastoren mit dem Herrenhutertum trotz dessen günstiger Einwirkung auf die sittliche Haltung des Volkes, meist nicht zu befreunden vermochten, sondern es oft sehr scharf und nachdrücklich bekämpften. In manchen Teilen Estlands zumal wurde es geradezu als „Pfahl im Fleisch" empfunden; der einzige, der das Behagen des Alltags merkbar störte, von der anderen Seite aber auch das seinige dazu beitrug, das schlummernde Leben der Kirche zu wecken und auch die Herren auf ihre sozialen Unterlassungssünden aufmerksam zu machen, an die sie bis dahin gar nicht zu denken verstanden hatten. Zu systematischem Vorgehen in diesem Sinne kam es freilich nicht; wohl aber erinnere ich mich, daß hier und da im Lande Krüge freiwillig geschlossen wurden und man anfing, für diese Gewissensregungen Verständnis zu zeigen. Allein, es ging damit langsam und schwer, weil jede Art von Öffentlichkeit fehlte und man ausschließlich auf das angewiesen war, was einer vom anderen hörte. Ganz zwar mangelte es an Verbindung mit der Außenwelt nicht; in vielen Häusern wurden deutsche Blätter, politische und andere gehalten, vor allem die „Allgemeine Zeitung", die damals in Augsburg erschien. Allein die Strenge der Zensur, die erbarmungslos schwärzte und die Schwerfälligkeit der Verbindungen ließen keine rege Ideeübermittlung zu; und überdies: was hatten denn die deutschen Zeitungen jener Tage selber zu bieten? Am wenigsten fand man da Nahrung für das Gefühl des deutschen Stammesbewußtseins, geschweige denn, daß die Sehnsucht nach näherer Zusammengehörigkeit mit der deutschen Nation angeregt worden wäre. Wie ich schon andeutete, hielten sich die Balten nicht für Russen, sondern schätzten ihre Sonderart instinktmäßig hoch. Deutsch-nationale Gesinnung, was man heute darunter versteht, lag ihnen

jedoch fern und wurde nur von ganz Wenigen, wenn ich mich so ausdrücken soll, vorausgeahnt. Die Masse hatte für die politische Zerrissenheit und Ohnmacht Deutschlands nur Spott und war stolz darauf einer Großmacht anzugehören, die damals unbestritten als die erste angesehen wurde.

Im Ganzen spielten Erwägungen dieser Art in der Stille unseres Kleinlebens jedoch keine Rolle, — wichtig war eigentlich nur, was sich auf Estland selber bezog. Alles andere, die beiden Nachbarprovinzen nicht ausgeschlossen, kam erst in zweiter Reihe. Selbst die Thatsache, daß wir in Dorpat, das im nördlichen Livland gelegen ist, 1802 wieder eine eigene Hochschule und damit einen geistigen Mittelpunkt besaßen, änderte daran nicht viel. Obwohl die estländische Ritterschaft ihr eigenes Landesgymnasium, die uralte seit 1319 bestehende Ritter- und Domschule unterhielt, in Reval außerdem ein Staatsgymnasium und verschiedene Mittelschulen bestanden, war der Drang nach höherer Bildung bei uns damals noch nicht sonderlich stark. Dem entsprach der ziemlich mangelhafte Besuch der Universität. Noch immer zogen manche von den Wohlhabenden die deutschen Hochschulen vor; von den zahlreichen, weniger gut gestellten aber gingen viele teils unmittelbar von der Schulbank — sehr oft aus Tertia oder selbst Quarta — entweder in den Militärdienst, teils in ein Kadettenkorps, ins Lyceum, die Rechtsschule 2c., die als Pflanzstätten der russischen höheren Beamtenlaufbahn galten — und in diesem Sinne einen Ruf besaßen, der sich bei der damaligen Bevorzugung der Balten häufig gerechtfertigt erwies. Die Zahl der aus unserem Lande stammenden russischen Würdenträger aller Art war groß; und man muß sagen, daß die meisten oder doch sehr viele von ihnen der Heimat treu blieben und ihren mitunter sehr weitgehenden

Einfluß, wo sich Gelegenheit bot, zu ihren Gunsten verwandten. Nächst der persönlichen Denkweise des Kaisers Nikolaus ist es vor allem dem zuzuschreiben, daß die Sonderstellung der Provinzen und ihre Vorrechte im Wesentlichen unangefochten blieben, wenn es auch an einzelnen Willkürakten nicht fehlte und die amtliche Vertretung der Provinzen, die für Livland durch den „Landmarschall," für Kurland durch den „Landesbevollmächtlichen" und für Estland durch den „Ritterschaftshauptmann" ausgeübt wurde, stets auf ihrer Hut sein mußte. —

Was ich hier zu schildern versucht habe, ist an sich nichts Großes. Ihre allgemeine Bedeutung gewinnen die Dinge erst durch den Einfluß, den sie auf die russische Politik und Gesittung fast 200 Jahre lang geübt, und der auch heute noch nachwirkt, obwohl der baltischen Eigenart schon vor $1^1/_2$ Jahrzehnten die Axt an die Wurzel gelegt worden ist, so daß sie jetzt keine fruchtbare Wirkung mehr auszuüben vermag, sondern sich im Stande kümmerlicher Notwehr befindet.

II.

Dies war der Boden, auf dem sich die Erlebnisse meiner Kinderjahre bewegten. Wo schon das öffentliche Leben, soweit von einem solchen dir Rede sein konnte, nur wenig Anregendes, nichts Außerordentliches zu bieten vermochte, mußte das Einzeldasein der Regel nach erst recht still und ereignislos verfließen; zumal wenn man in so einfachen, beschränkten Verhältnissen lebte wie wir. Der Verkehr mit den Nachbarn war die einzige Abwechslung und Zerstreuung, die sich uns bot. Die Nachbarn lebten aber selbst einsam und eintönig von Eindrücken, die immer dieselben waren.

Zum Bewußtsein kam mir das damals übrigens, nicht; ich verstand mir die Welt nur zu denken, wie sie mich umgab, und die Menschen nicht anders zu nehmen, als sie sich zeigten. Die meisten, die uns besuchten, waren Freunde oder Bekannte meiner Mutter, von denen mir fast nur das eine im Gedächtnis geblieben ist, daß sie sich unaufhörlich mit Zahnschmerzen plagten, die zu jener Zeit das eigentliche Haus- und Familienkreuz waren und ein Unbehagen schufen, für das die mit Zahnärzten gesegnete Gegenwart kein Verständnis besitzt. Damals gab es überhaupt keine solchen; unser Hausarzt aber verstand von der Sache nichts und wußte nur durch immer wiederholtes Ausziehen zu helfen, wobei er sich nicht selten gröblich versah und dadurch mitunter einen Haß auf sich zog, der nur mit dem Tode endigen sollte. Der Arzt, an den ich dabei denke, ein kleiner Mann mit polnischem Namen, war ein seltsames Wesen. Eigentlich hatte er nur Sinn für Musik. Da er aber fortwährend auf dem Lande herumfahren mußte und deshalb keine Zeit zum Ausüben fand, pflegte er, während der Wagen durch grundlose Wege keuchte, mitgenommene Partituren zu lesen und behauptete standhaft, daß ihm dies unvergleichlichen Genuß bereite.

Dieser Doktor wohnte in der benachbarten Kreisstadt W. und lag dort mit seinem Kollegen, der ein Finnländer war, in so unversöhnlichem Hader, daß es zwischen den beiden gelegentlich zu Prügeleien gekommen sein soll. Ich erinnere mich wenigstens eines Mittagessens, an dem der zufällig anwesende Hausarzt mit einem so verdächtig fleckigen Gesicht teilnahm, daß wir Kinder uns mit der ganzen Unbefangenheit der Jugend danach erkundigten, ob er Schläge erhalten habe, worauf er in sichtlicher Verlegenheit erwiderte, daß ihm in seinem Garten „Pfundäpfel" auf die Nase

gefallen seien. Ob wir das damals glaubten, weiß ich nicht mehr; wohl aber ist mir im Gedächtnis geblieben, daß die Sache vom Kirchspielsklatsch ganz anders erklärt wurde. Dazu mag beigetragen haben, daß das erwähnte Städtchen schon seit dem Mittelalter im Geruch ungewöhnlicher Raufluft stand. Von der „Wesenbergschen Kralle" war sogar sprichwörtlich die Rede, und zu meiner Zeit gab es dort einen „Palermo" genannten Krug, der am Sonntag Abend zumal von vorsichtigen Reisenden und harmlosen Bürgern aus diesem Grunde sorgfältig gemieden wurde. Die von Handwerkern und Kleinkrämern bewohnte Stadt selbst bildete eine einzige, abscheulich gepflasterte, von niedrigen Holzhäusern eingefaßte Straße. Das allein Anziehende an ihr waren die mächtigen Trümmer einer alten Ordensburg, die sie, auf einem Hügel gelegen, hoch überragte. Da habe ich als Knabe oft in phantastischen Träumereien geschwelgt — seltsamerweise ohne eine Ahnung davon zu haben, welche Rolle diese düsteren Mauern und Türme Jahrhunderte lang in den Kämpfen des Deutschordens und der Schweden mit Polen und Russen, gespielt. Von der schweren und blutigen Vergangenheit des Landes wußten wir nichts. Die Heimatsgeschichte schien ausgewischt, ein weißes Blatt geworden zu sein, und niemand kümmerte sich darum, niemand zeigte das geringste Interesse für das Gewesene. Der Sinn dafür ist viel später erwacht — zu einer Zeit erst, als nur übrig blieb, über unwiederbringlich Verlorenes zu trauern.

In der Stadt W. gab es eigentlich nur zwei Leute von Bedeutung — den Kaufmann Duschkin, bei dem alles zu haben war, was die Güter brauchten, und den Konditor Mattly, einen Schweizer, der sich zu einer Art Faktotum aufgeschwungen hatte und im schönsten Sinn des Wortes eine „Berühmtheit" der

Gegend geworden war. Bei Mattly traf sich alles, was in der Stadt zu thun hatte — da konnte man erfahren, was auf 100 Werst im Umkreis erwähnungswürdig war. Selbst das bischen Vergnügen, das sich in der ländlichen Einsamkeit beschaffen ließ, wurde durch ihn vermittelt. Dort habe ich unter anderem, im Alter von 10 Jahren, mein erstes Theaterstück gesehen, das im Mattlyschen Saale vor einem „hohen Adel" und „verehrungswürdigen Publikum" von einer echten „Schmiere" aufgeführt wurde. Was es war, habe ich längst vergessen; der Vorgang selbst ist mir aber haften geblieben, weil sich eine Art Trauerspiel des Kastenvorurteils daran knüpfte. Dem Liebhaber, namens K., gelang es nämlich, durch den Zauber seiner hohen Gestalt und seines hinreißenden Spiels das Herz einer im Abblühen begriffenen Baronesse zu gewinnen und sie nach langen, heißen Kämpfen mit der Familie heimzuführen. Wahrscheinlich mit ihrem übrigens unbedeutenden Vermögen eröffnete er dann ein offenes Geschäft, das er mit Hilfe seiner Angebeteten zu hoher Blüte zu bringen wußte. Vorahnend hatte er eine Art „Warenhaus" geschaffen und sich binnen weniger Jahre eine ausgebreitete Kundschaft erworben; ein unwiderleglicher Beweis für den alten Erfahrungssatz, daß die estländische Gutmütigkeit unerschöpflich ist und korsische Rachegelüste dort keinen Boden finden. Man ließ den Kaufmann in keiner Weise entgelten, was der Schauspieler verbrochen.

Eine nicht uninteressante Persönlichkeit war übrigens auch der Postmeister N., der in der ganzen Gegend trotz seines kaum nennenswerten Gehalts als Schlemmer und Feinschmecker ersten Ranges bekannt war. Man wußte auch recht gut, wie er sich die Mittel dazu verschaffte. In Rußland ahnte man von der „Briefmarke" damals noch nichts; jedem Schreiben mußten

vielmehr 10 Kopeken bar mitgegeben werden. Davon gab N. dem befördernden Postillon etwa 3 — den Rest steckte er in die Tasche. Die Oberbehörde sah das nach damaliger Gepflogenheit ruhig mit an. Als der Postmeister ꝛc. sein 35. Dienstjahr hinter sich hatte, wurde ihm sogar eine Auszeichnung für „untadelige Dienste" zuteil; mit der Warnung jedoch, daß er im Wiederbetretungsfall abgesetzt werden würde. Ob er sich das zu Herzen genommen hat, kann ich nicht sagen — wahrscheinlich nicht.

In der Umgegend war das alles, wie gesagt, vollkommen bekannt; man ließ sich dadurch jedoch im Verkehr mit dem witzigen und amüsanten Mann nicht stören. Da er russischer Beamter war, fand man es ganz natürlich, daß er nahm, was er kriegen konnte; selbst die anständigsten Leute waren gewohnt, darüber sehr nachsichtig zu urteilen und — 5 gerade sein zu lassen; man vermochte es ja doch nicht zu ändern. Im eignen Lager war man um so strenger — grundsätzlich wenigstens. Im einzelnen Falle mußte aus Freundschafts- und Verwandtschaftsrücksichten freilich auch hier wie überall gelegentlich ein Auge zugedrückt werden; aber häufig waren solche Fälle nicht.

Die einfachen Verhältnisse wirkten auch in dem Sinn segensreich, daß sie die Versuchungen zu geschäftlicher Unlauterheit im allgemeinen einschränkten. Auch die fortdauernde Überwachung des Einzelnen durch die Gesamtheit trug viel dazu bei; denn in dem kleinen Lande kannte sich alles und die Familien waren meist unter einander verwandt.

Der Grundstock der Bevölkerung in den kleinen Städten wie W., deren es in Estland übrigens nur sehr wenige gab — war eigentlich estnisch. Die Bürger hätten sich zu jener Zeit aber höchlich beleidigt gefühlt, wenn sie nicht als Deutsche betrachtet worden wären.

So lange unsere Sprache in den Ostseeprovinzen als Staatssprache galt, besaß das Deutschtum eine außerordentliche werbende Kraft, die sich nicht nur den Letten und Esten gegenüber geltend machte, sondern sich selbst die Russen nicht selten unterwarf. Noch heute giebt es in Estland adlige Familien von notorisch russischer Herkunft, die aber längst kerndeutsch und evangelisch geworden sind. Auch die der griechischen Kirche formell angehörenden Glieder des Adels empfanden dieses äußere Band als ein schweres Joch und ließen sich an der Bethätigung ihrer evangelischen Gesinnung dadurch nicht hindern. Die griechisch-orthodoxe Geistlichkeit verhielt sich ihrerseits ganz passiv; und es fiel ihr nicht ein, ihr Eigentumsrecht in Anspruch zu nehmen. Selbst zur Zeit der sogenannten livländischen „Bekehrungen" hat sie sich niemals an die Mitglieder der höheren Stände gewagt.

Die Zurückgebliebenheit der städtischen Entwickelung bei uns, für die das hier erwähnte Städtchen vorbildlich war, ließ sich teils aus dem Mangel an Gewerbethätigkeit in dem rein Ackerbau treibenden Lande erklären, teils aus den Nachwirkungen des nordischen Krieges, die sich in den Städten nur wenig mehr fühlbar machten als auf dem Lande. Dieser Krieg gehört überhaupt zu den schrecklichsten und greuelvollsten aller Zeiten und läßt, obgleich er an der Schwelle des 18. Jahrhunderts steht, wie schon gesagt, selbst den 30jährigen Krieg weit hinter sich. Eine ganze Reihe blühender Ortschaften sind damals für immer untergegangen, ja zum Teil bis auf die Namen verschwunden. Dorpat z. B. wurde im Jahre 1708 bis auf den letzten Stein zerstört und die gesamte Einwohnerschaft ins Innere von Rußland geschleppt, von wo die Übriggebliebenen erst nach dem Nystädter Frieden von 1721 heimkehren durften, um sich die ver-

nichteten Heimstätten in der kümmerlichsten Weise wieder aufzubauen. Immerhin hat sich Dorpat später zu erholen vermocht, weil es im Jahre 1802 Sitz der wiederhergestellten Landeshochschule wurde, die Gustav Adolf im Jahr 1632 gegründet. Die übrigen baltischen Städte, mit Ausnahme von Riga und Reval, aber sind nie wieder zur früheren Blüte gelangt. Auch das mit dem Jahre 1870 anbrechende Zeitalter der Eisenbahnen hat ihnen wenig genützt und ihre Entwicklung nur in dem Sinn gefördert, daß das, wie ich schon erwähnte, ohnehin vorwiegende lettische und estnische Element durch starken Zuzug vom Lande vollends vorherrschend geworden ist.

Auch unsere Beziehungen zum Judentum verdienen an dieser Stelle erwähnt zu werden, obwohl dasselbe weder in Liv- noch in Estland ansässig sein durfte. Die Juden, die wir sahen, kamen meistens aus Kurland und waren ausnahmslos arme Hausierer; mitunter auch Schneider und Klempner. Die Handwerker ließ man ruhig gewähren; die Hausierer jedoch wurden von der ansässigen Kaufmanschaft durch von dieser eigens besoldete „Häscher" schonungslos verfolgt, wenn man ihrer habhaft werden konnte, ihrer Waren beraubt und überdies gerichtlich bestraft. Trotzdem wimmelte es auf dem Lande von sogenannten Bündeljuden, die teils zu Fuß, teils zu Wagen von einem Gute zum andern zogen und dort ihre Ramschware abzusetzen wußten, weil man Mitleid mit ihnen empfand. Das Vertrauen dieser Leute zu dem Wohlwollen der Gutsherrschaften war so groß, daß sie nicht selten jäh angejagt kamen, mit ihren Warenbündeln bis in die Schlafzimmer stürzten, sie dort unter die Betten warfen und verschwanden, ohne auch nur ihren Namen zu nennen — alles aus Furcht vor den „Häschern", die ihnen mitunter dicht auf den Fersen

waren, aber fast nie etwas zu erbeuten vermochten, weil es als Ehrensache galt, die flüchtenden Juden nicht zu verraten. Diese kamen manchmal erst nach Wochen oder Monaten wieder und holten sich ihre Sachen ebenso plötzlich ab, als sie sie gebracht, ohne daß sich darüber jemals Streit erhoben hätte. Übrigens schloß dieses Vertrauensverhältnis auch die Hofleute und Bauern ein, die sehr wohl wußten, daß der Jude ihnen gegenüber rechtlos war, ihn das aber gleichwohl nicht fühlen ließen, sondern wenn der Kauf abgeschlossen war, ebenso pünktlich wie jeden anderen Kaufmann bezahlten. So kam es, daß fast jedes Gut seine besonderen Juden hatte, die Jahr für Jahr wiederkamen und schließlich in eine Art Freundschaftsverhältnis zur Familie traten, was sie übrigens nicht hinderte, gelegentlich unverschämt zu betrügen. Man nahm ihnen das aber nicht übel, sondern lachte darüber. Die guten Beziehungen wurden durch derartige Zwischenfälle nicht gestört. Von Juden wurde Ehrlichkeit eben ein für alle Mal nicht erwartet, sondern nur bescheidenes Auftreten, und das war ihnen damals wirklich noch eigen. Zu dem Juden „Sie" zu sagen, fiel niemandem ein — von Herren und Bauern wurde er kurzweg geduzt und fand das ebenso selbstverständlich wie sie. Auch heute noch ist es übrigens noch in Polen und Rußland nicht anders, so sehr die Verhältnisse sonst umgewandelt erscheinen.

Zu den Eigentümlichkeiten des baltischen Landlebens gehörte auch eine Seßhaftigkeit, von der die Gegenwart nichts mehr weiß. Daß ausländische Reisen selten waren, erwähnte ich schon. Ebensowenig fiel es jemandem ein, sich ohne besondere Veranlassung nach Petersburg oder gar ins Innere des Reiches zu begeben; aber auch der heimische Seestrand wurde im Sommer nur wenig besucht; und doch ist die Nord-

küste von Estland der reizvollste Teil der Ostsee. Damals aber war er noch nicht entdeckt. Allenfalls bauten sich die Besitzer der Strandgüter selbst ein anspruchsloses Häuschen auf, das sie während der heißen Zeit mit ihren Familien benutzten. Andere Leute gingen eigentlich nur dann ins „Seebad", wenn es der Hausarzt der Gesundheit wegen verlangte; und dann war es immer eine mühselige Sache; denn am Strande war fast nirgends etwas zur Aufnahme von Gästen vorgesehen. Es blieb in der Regel nichts übrig, als sich in nahegelegenen Bauernhäusern einzuquartieren, die so urwüchsig eingerichtet waren, daß es der ganzen Anspruchslosigkeit jener Zeit bedurfte, um dies Dasein mit dem nötigen Gleichmut zu ertragen.

Ich erinnere mich mehrerer Sommer, die wir unter diesen Verhältnissen an der See verbrachten — es muß in der ersten Hälfte der 40er Jahre gewesen sein. Ein Kiefernwald, der fast bis an das sandige Meeresufer reichte, mitten darin ein einsames Häuschen mit Stroh gedeckt, das nicht einmal eine eigene Küche besaß. Diese stand seitab und glich einer mit Rasen bedeckten Höhle. Da hausten wir, von jeder menschlichen Wohnung so weit entfernt, daß wir uns gänzlich verlassen glauben konnten. Von einem ordentlichen Wege keine Spur; die Bauernwagen, auf denen man hier verkehrte, schleppten sich mühsam und schwer durch mahlenden Sand. Immerhin waren einige Bauerngesinde erreichbar, die uns hie und da ein paar Dutzend Eier oder einige Hühner zu liefern vermochten. All den sonstigen Bedarf an Lebensmitteln mußte der sogenannte „Troßkerl" wöchentlich einmal vom Gute selber bringen; das aber lag etwa 40 Werst oder Kilometer entfernt. Das Häuschen gehörte einer verwandten Familie, die es zum eignen Gebrauch erbaut hatte, aber nur selten oder gar nicht benutzte und es

uns deshalb, wie ich glaube, unentgeltlich überließ. Die nächste Ansiedelung dieser Art, die übrigens etwas belebter war, mochte etwa eine Meile entfernt sein; der Weg — oder was man so nannte — dorthin führte aber durch einen Sumpf, der nur mit großer Vorsicht passiert werden konnte und schließlich an einen ziemlich breiten Fluß, der durch einen einzelnen Balken überbrückt war, so daß sich seine Überschreitung einigermaßen schwierig erwies. Für die Verbesserung dieses Verkehrsweges etwas zu thun, kam niemandem in den Sinn, er wurde deshalb sehr wenig benutzt; wir kamen mit den übrigen Badegästen fast gar nicht zusammen und lebten in einer Einsamkeit, die an Robinson Crusoe gemahnte. Waren dann fünf bis sechs Wochen vorüber, so keuchte die alte Familienkalesche an das Häuschen heran und brachte uns heim. Wenn 28 Seebäder genommen waren, die damals als „obligatorisch" galten, war der Pflicht genügt und man durfte den Strand mit gutem Gewissen verlassen; vorher aber ging das beileibe nicht an. Die Vorstellung von Genuß, die man heutzutage mit solchen Unternehmungen verbindet, waren jener Zeit fremd; man freute sich, wieder zuhause zu sein und die Strapazen des Badelebens überwunden zu haben. Nur wenige bevorzugte Güter, d. h. solche, die unmittelbar am Strande lagen und deshalb alle gewohnten Bequemlichkeiten boten, ließen ein wirkliches Genießen des Sommerfriedens zu; auch das habe ich gekannt; aber erst, als die frühesten Kinderjahre vorüber.

2.

Im Jahre 1847 war unsere häusliche Erziehung soweit vorgeschritten, daß wir eines Hauslehrers bedurften, um für die öffentliche Schule vorbereitet zu werden. Im Januar kam der Kandidat theol. S. in

unser Haus, um dort fünf Jahre zu bleiben. Diese Zeit reichte aus, um uns, meinen Bruder und mich, für die Sekunda der Ritter- und Domschule in Reval reif zu machen. Da die Einzelheiten jedoch nur persönliches Interesse haben und im übrigen nichts Bezeichnendes bieten, so müssen sie hier übergangen werden; und ich komme gleich zu den Vorgängen des Jahres 1848, die uns zwar nur mittelbar berührten, gleichwohl aber doch manche Spuren hinterließen, d. h. unser politisches Empfinden bis zu einem gewissen Grade weckten; von politischem Denken war natürlich noch keine Rede. Diese Empfindungen äußerten sich darin, daß auf meine Anregung hin eine allgemeine Volksabstimmung darüber veranstaltet wurde, ob die von uns Kindern wenig geliebte Wärterin meines Bruders entlassen werden sollte. Ich ging bei den „Hofsleuten", wie bei den Bauern herum und sammelte Stimmen für und gegen in Feldern und Wäldern, wo ich die Leute gerade traf. Sie begriffen natürlich nicht, was ich wollte, thaten mir aber den Gefallen, sich für die Entlassung zu erklären. Es wurde sodann ein Schriftstück aufgesetzt und meiner Mutter von uns feierlich unterbreitet, worin wir sie baten, auf die Willensmeinung der sämtlichen Leute gestützt, der Magd den Laufpaß zu geben. Das Ende war ein furchtbarer Rüffel, den uns der Hauslehrer nach kräftigen Ermahnungen unserer Mutter erteilte. Die zänkische Magd aber triumphierte.

Damit war der Einfluß der demokratischen Zeitströmung auf unser adliges Kleinleben einstweilen erschöpft. Etwas Bewußtes hatte sich in unserer kindlichen Vorstellung nicht abgespielt; jedenfalls ist mir jede Spur von Erinnerung daran verloren gegangen, während z. B. die Zeitungsberichte über die berliner Straßenkämpfe von 1848 in meinem Gedächtnis haften

geblieben sind, ohne jedoch im Sinn der Parteinahme „für und wider" einen tiefergehenden Eindruck zu hinterlassen. Von den übrigen Ereignissen der Zeit weiß ich gar nichts mehr; nur der ungarische Aufstand von 1849 taucht dunkel vor meinem geistigen Auge auf — nicht wegen der Vorgänge selbst, die uns Kinder wenig berührten, sondern weil bekannte Offiziere den russischen Feldzug gegen Ungarn mitmachen mußten, von denen einer bei uns erschien, um Abschied zu nehmen. Von den Truppenzügen selbst merkten wir nichts, obwohl ein Teil der Garde, von Petersburg kommend, nicht weit von uns südwärts marschierte. Unbestimmt klingen dann noch die Namen Bem, Görgey, Vilagos in mir nach — alles ohne Zusammenhang, wie in Nebel gehüllt. Um so deutlicher schweben mir persönliche Erlebnisse vor, die den Herbst jenes Jahres zum guten Teil ausfüllten, und auf die ich hier näher eingehen darf, weil sie für das alte Estland und seine gemütliche Harmlosigkeit bezeichnend erscheinen.

Etwa 14 Werst von uns entfernt lag das adlige Fräuleinstift F., das die Familie v. R. um die Mitte des 18. Jahrhunderts als Schul- und Erziehungsanstalt für die Töchter des estländischen Adels begründet und mit reichlichen Mitteln ausgestattet hatte. Das Stiftsgebäude war ein mächtiger quadratischer Bau, der als solcher in der einfach ländlichen Umgebung, wo man dergleichen sonst nicht sah, etwas Imponierendes hatte. Auch die innere Einrichtung mit ihren großen altmodischen Sälen und weiten hallenden, klosterartigen Gängen, trug dazu bei, diesen Eindruck zu verstärken, zu dem der sonstige sehr einfach behagliche Zuschnitt des Lebens freilich nicht paßte. Die Priorin, ein Fräulein v. K., die mit meiner Mutter befreundet war, sah es gern, daß diese sie gelegentlich „mit Kind und Kegel" besuchte, und rückte eines Tages kurzweg mit

dem Vorschlag heraus, daß die ganze Familie, d. h. wir drei Kinder und zwei Pensionäre, die einer bekannten Künstlerfamilie angehörten, samt dem Hauslehrer, an den im Stift demnächst beginnenden Tanzstunden teilnehmen möchten. Das Zöglingspersonal bestand aus 24 jungen Mädchen im Alter von etwa 10—15 Jahren, darunter 12 „Stiftstöchter", die als solche Freistellen hatten, und 12 Pensionärinnen aus wohlhabenden Familien. Da es an Tänzern gänzlich fehlte, so war der Wunsch der Priorin an sich erklärlich; mit den Satzungen des Stifts jedoch ließ es sich nicht vereinbaren, da diese die längere Anwesenheit von männlichen Personen untersagten, während andererseits, um unseren Schulunterricht nicht gänzlich zu unterbrechen, nichts übrig blieb, als auch den Hauslehrer mitzunehmen. Ob die „Stiftsväter", d. h. die Kuratoren, gefragt worden sind, habe ich niemals erfahren; sicher ist jedoch, daß wir allesamt mit Sack und Pack im Stifte erschienen und dort volle vier Wochen verweilten. Beim Schlußball, der die Tanzstunde krönte, waren die „Stiftsväter" zugegen, müssen an der Verletzung der Satzungen also wohl keinen Anstoß genommen haben. Auch sonst schien niemand etwas darin zu finden, daß eine ganze Knabenschule eingerückt war und sich im Stift häuslich niedergelassen hatte. Den „Stiftstöchtern" und Pensionärinnen war es sogar sehr angenehm; wir Jungen wurden von ihnen furchtbar verwöhnt und um unseren Schulfleiß stand es schlecht. Da es sonst aber weit und breit keine Gelegenheit gab, tanzen zu lernen, so fand alle Welt es natürlich, daß ein Auge zugedrückt wurde.

Die vier Wocher, die der in Dorpat wohnende Tanzmeister abkommen konnte, wurden bis zum äußersten ausgenutzt; die Übungen dauerten, nur von der Mittagspause unterbrochen, von morgens 9 Uhr bis abends

8 Uhr; und wir Jungen mußten herhalten, bis wir nicht mehr konnten. Bald tanzten wir mit der sogenannten „kleinen Klasse", bald mit der „großen"; immer aber waren wir dabei, das Fiedeln und Drehen hatte kein Ende. Dazwischen schnappten wir Luft im Garten oder rannten zur Erholung in den anstoßenden Eichwald hinaus; das waren jedoch nur vorübergehende Lichtblicke in unserem qualerfüllten Dasein, an das ich noch heute als an das äußerste Maß von Anstrengung und Unbehagen denke. Dazu war das Stiftsessen selbst für unsere wenig verwöhnten Gaumen zu anspruchslos; morgens gab es ein Butterbrot und eine „Kruke" mit warmer Milch — abends häufig „Bierkäse" mit „Palten" — was mittags kam, habe ich vergessen, aber eine unbestimmte düstere Vorstellung sagt mir: es war schlecht, zum mindesten aber nicht schmackhaft und jedenfalls nicht ausreichend, um dem starken Kräfteverbrauch beim Tanzen die Wage zu halten. Den Schlußball machte ich noch mit; alles ging in Gegenwart sämtlicher Eltern wie am Schnürchen; dann aber schwur ich, nie wieder „das Tanzbein zu schwingen", und habe diesen Schwur, trotz mancher Schwierigkeiten, redlich gehalten.

Die beiden folgenden Jahre sind für mich im Sinn dieser Darstellung ein leeres Blatt. Ich wüßte aus dieser Zeit nichts zu berichten, was von mehr als persönlichem Interesse wäre. Gegen Schluß des Jahres 1851 aber begann ein neuer Abschnitt meines Lebens; wir verließen das väterliche Gut, um nach Reval überzusiedeln, wo wir beide, mein Bruder und ich, in die Ritter- und Domschule eintreten sollten. Ich habe schon gesagt, daß die ersten Anfänge dieser Anstalt bis ins Jahr 1319 zurückreichen, wo sie, jedenfalls als Klosterschule, begründet worden ist. Ihre späteren Schicksale sind sehr wechselnd gewesen. Während der

verheerenden Kriege des 16. und 17. Jahrhunderts, namentlich aber während des nordischen Krieges, hat sie zeitweilig zu bestehen aufgehört, oder ist doch nur mit ungenügenden Kräften weitergeführt worden. Auch das 18. Jahrhundert hindurch scheint sie ein ziemlich kümmerliches Dasein gefristet zu haben, da es der Ritterschaft damals nicht nur an den nötigen Geldmitteln, sondern vielfach wohl auch an Verständnis für Bildungsaufgaben fehlte, was beides als Folgewirkung des schrecklichen Krieges nicht Wunder nehmen kann, der eigentlich fast nichts als den Instinkt der Selbsterhaltung übriggelassen hatte. Seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts, jedenfalls im Zusammenhange mit der Wiederherstellung der Hochschule in Dorpat, ist nach und nach ein anderer Geist erwacht, der zur Zeit, als ich in die Schule eintrat — zu Neujahr 1852 — sich schon in fruchtbarer Weise zu bethätigen wußte. An der Spitze der damals etwa 150 Schüler zählenden Anstalt, die alle Vorrechte eines Staatsgymnasiums besaß, stand als Rektor ein Bremer, Dr. P., ein Mann von außergewöhnlichem Lehrtalent und großer Thatkraft, der eine musterhafte Zucht zu üben verstand und sich gleichzeitig gefürchtet und beliebt zu machen wußte. Auch das übrige Lehrpersonal war fast ganz aus Deutsch-Ausländern zusammengesetzt, unter denen sich viele vorzügliche Kräfte befanden, die mit der Schule wie mit den Landesverhältnissen überhaupt meist so verwachsen waren, daß sie in Estland ihre zweite Heimat sahen und ihre Tage dort beschlossen. Das altbaltische Leben übte eben eine merkwürdige Anziehungskraft; von vielen Ausländern konnte man damals hören, daß ihnen die Bedeutung des deutschen Gemüts erst am Ostseestrande aufgegangen sei, wo ihnen oft ein ungeahntes Familienglück blühte.

Diese innere Zugehörigkeit des Lehrpersonals zu der Sache, der sie dienten, kam in den Leistungen der Schule zu erfreulichem Ausdruck. Allgemein wurde sie weit über das Stadtgymnasium gestellt, das seit 1640 in Reval bestand und überwiegend von den Söhnen des höheren Bürgerstandes besucht wurde. Auch die Domschule übrigens stand diesen bedingungslos offen und war keineswegs das, was man in Deutschland unter einer sogenannten „Ritterakademie" versteht; namentlich die Landesgeistlichkeit zog es vor, ihre Kinder dorthin zu geben; bei den Lehrern vollends verstand es sich von selbst. Von einem „junkerlichen" Ton war in der Domschule deshalb nichts zu merken; jedenfalls wurden derartige Stimmungen, wenn sie vorhanden waren, sorgfältig versteckt, und den Bürgerlichen niemals zu fühlen gegeben, daß man sie nicht für ganz und gar gleichstehend halte. —

Der einzige Unterschied in der Behandlung war der, daß die adligen Primaner, wie ich schon erwähnte, nach altem Brauch das Recht hatten, auf dem Landtage zu erscheinen, während die Bürgerlichen dort nicht zugelassen wurden. Da es sich aber um ein uraltes Herkommen handelte, so rief dieses Privilegium der Adligen keine Empfindlichkeit hervor, sondern wurde, wie alles Überlieferte, als etwas Selbstverständliches angesehen, von dem man nicht sprach. Auch die ausländischen Lehrer hatten sich längst mit der Eigenart der Verhälnisse abgefunden, die sie ja persönlich in keiner Weise drückten. Manche von ihnen waren mit einem großen Teil des Landadels nahe befreundet und wo sie hinkamen, stets willkommene Gäste. Etwaige demokratische Neigungen, die sie mitgebracht haben mochten, fanden unter diesen Umständen keine Nahrung; denn die echte Gemütlichkeit des estländischen Lebens zog sie unwiderstehlich in ihren Kreis, bog alle Spitzen

um und ließ die Schärfen verschwinden. Auch hier äußeres Dasein gestaltete sich vergleichsweise behaglich und leicht. Die Gehaltssätze waren zwar nicht hoch, aber bei der Billigkeit des damaligen Lebens genügend, und dabei nach 22jähriger Dienstzeit ein ausreichendes Ruhegehalt gesichert. Alles das beruht auf privater Vereinbarung; denn der Staat kümmerte sich um die Schule und ihre Verwaltung nicht und würde sich schwerlich eingemischt haben, falls man dem Lehrpersonal das ihm Zukommende verweigert hätte. Kein derartiger Fall hat sich jedoch ereignet. Auch als die Domschule im Jahre ~~1888~~ 1892 aufgelöst wurde, hat die Ritterschaft alle eingegangenen Verpflichtungen pünktlich erfüllt, ja wohl noch mehr gethan als das.

Der Unterricht war, wie ich kaum zu bemerken brauche, durchweg deutsch; nur die russische Sprache und Geschichte wurden von Lehrern, die die Ritterschaft auf ihre Kosten in Moskau ausbilden ließ, russisch gelehrt, und zwar mit so gutem Erfolge, daß ich z. B. als Abiturient einen fehlerfreien russischen Aufsatz schreiben konnte. Es ist deshalb unbegründet, wenn von russischer Seite mit Vorliebe behauptet wird, die Staatssprache sei auf den baltischen Schulen vernachlässigt worden; sie wurde vielmehr schon vor 50 Jahren als Hauptlehrgegenstand behandelt und es war ausdrückliche Vorschrift, daß man beim Abiturientenexamen im Russischen schriftlich wie mündlich die Nr. I. haben mußte.

Merkwürdig war es dabei, wie wenig brauchbar sich die Russen als Lehrer ihrer eigenen Sprache erwiesen; in den unteren Klassen waren sie allenfalls zu verwenden. Von Tertia an dagegen mußten deutsche Kräfte herangezogen werden. Mein damaliger Lehrer war übrigens ein germanisierter Lette, und gerade der hat während eines Menschen-

alters, wie so viele seiner Stammesgenossen, sehr Tüchtiges geleistet und dazu beigetragen, seinen Schülern, wenn sie die Militär- und Beamtenlaufbahn einschlugen, das Fortkommen im Dienst zu erleichtern. Überhaupt ist es vor dem Erwachen des Nationalitätsdünkels niemandem eingefallen, über Mangel an russischen Sprachkenntnissen bei den Balten zu klagen.

War die Domschule somit hinsichtlich der Lehrkräfte zu sehr Tüchtigem befähigt, so soll damit nicht ohne weiteres gesagt sein, daß Fleiß und Eifer der Lernenden durchschnittlich auf derselben Höhe gestanden hätten. Das gesicherte Behagen des baltischen Daseins jener Zeit, die von vornherein feststehende Überzeugung, daß man unter allen Umständen dereinst wenigstens sein Auskommen haben werde, weil sich in dem dünnbevölkerten Lande, wo kein fremder Wettbewerb drohte, für jedermann schließlich etwas fand — diese Überzeugung wirkte auf das Verhalten der Schüler vielfach nicht besonders günstig ein. Ich erinnere mich vieler „Faulpelze", die neben mir die Bänke der Sekunda drückten, und ich selbst darf mich keineswegs zu den Fleißigen zählen. Zwischen Adligen und Bürgerlichen war übrigens in dieser Hinsicht kein merklicher Unterschied zu entdecken. Während meiner Schulzeit von drei Jahren wurde uns von sämtlichen Lehrern ein Baron S. als Musterschüler vorgestellt und gepriesen; die beiden letzten Plätze in Sekunda dagegen waren beständig von zwei baumlangen Bürgerssöhnen besetzt, von denen der eine es übrigens später bis zum Generalmajor gebracht hat. In anderen Klassen war es umgekehrt.

Auch sonst war es mit der Tugendhaftigkeit der Schüler nicht eben zum besten bestellt. Uns Domschülern war es gelungen, die Primaner und Sekundaner der eigenen Anstalt und die des Stadtgymnasiums,

trotz der von altersher herrschenden gegenseitigen Abneigung, insoweit unter einen Hut zu bringen, daß sich eine Art Verein unter ihnen bilden konnte, der meines Wissens längere Zeit bestanden und das Seinige dazu gethan hat, Adel und Bürgertum im späteren Leben einander näher zu bringen. Wenn der Zweck aber auch gut war, so wurden die Mittel dadurch keineswegs geheiligt; denn die Hauptbeschäftigung bestand in gewaltigem Kneipen, das nicht selten alle erlaubten Grenzen überschritt und gewiß nicht geduldet worden wäre, hätte die Schulbehörde eine Ahnung davon gehabt. Trotz der amtlich angeordneten strengen Wachsamkeit wurde unser Treiben aber niemals entdeckt; nicht einmal die bedenkliche Faulheit vieler Mitglieder des Vereins erregte in dieser Richtung Verdacht. Noch heute weiß ich nicht, wie ich mir diesen Mangel an Findigkeit zu erklären habe; besonders wenn ich daran denke, was ich selber einmal auf diesem Gebiete erlebt. Nach einer schwer durchzechten Nacht war ich morgens noch nicht ganz nüchtern, jedenfalls aber völlig unvorbereitet in die Klasse gekommen, wo der Direktor selbst den Horaz „kursorisch" mit uns las, wobei es weniger auf die grammatikalische Richtigkeit der Übersetzung ankam, als darauf, den Sinn flott wiederzugeben. Dies gelang mir in dem Zustande, in dem ich mich befand, so gut, daß der Direktor mit einem lauten „Bravo" schloß. Der sonst scharfsinnige Mann hatte nicht das Mindeste bemerkt; meine Mitschüler aber, die es besser wußten, kicherten heimlich.

Heraus ist, wie gesagt, niemals etwas gekommen. Wir setzten unser Treiben bis ins Abiturientenexamen hinein fort, ohne daß dasselbe sonderbarerweise ungünstig beeinflußt worden wäre. Mein Cötus von sechs Mann wurde sogar als ein „ausgezeichneter" belobt, da vier von uns die Nummer I erhalten hatten.

Nur die Mathematik war ein so schwacher Punkt bei mir, daß ich eigentlich nicht hätte durchkommen dürfen. Das Klassische wurde jedoch in der Domschule so streng betont, daß die übrigen Fächer dagegen zurücktreten mußten; so erging Gnade vor Recht. Merkwürdigerweise hatte ich bei der Aufnahmeprüfung, die in Dorpat der Form wegen abgehalten wurde, das Glück, gerade in der Mathematik besonders gut zu bestehen — ein neuer Beweis dafür, wie wenig derartiges bedeutete und wie flüchtig die Professoren dabei zu verfahren pflegten.

Dies trug sich zu Anfang des Jahres 1855 zu — in das der Beginn meines Universitätslebens fällt. Ehe ich davon rede, muß ich jedoch noch einen Blick auf unser Leben in Reval und die dortigen Verhältnisse werfen, weil dasselbe nach verschiedenen Richtungen bezeichnende Züge bot — Züge, von denen wir Alten noch etwas wissen, die der Gegenwart aber völlig fremd geworden sind.

III.

Um Weihnachten 1851 waren wir nach Reval übergesiedelt; unsere Bekanntschaft mit der alten Provinzialhauptstadt von Estland reichte jedoch schon weiter zurück. Meine Mutter hatte einen Bruder, der westlich von der Stadt ein reizend gelegenes Strandgut besaß, wo wir öfter den Sommer verbrachten. Die Reise dorthin — etwa 150 Werst — war in damaliger Zeit keine Kleinigkeit, sondern eine mühsame Sache, die umständliche Vorbereitungen erforderlich machte. Die Wagenfahrt bis Reval erforderte nicht nur einen Tag, sondern auch eine Nacht, die in einem der zahlreichen an der Straße gelegenen Landkrüge verbracht

werden mußte; dann wenigstens, wenn man keine „Unterlegung“ vorausschicken konnte. In dieser Lage befanden wir uns aber eigentlich immer, und so wurde uns die beschwerliche „Krugspartie“ niemals erspart. Der Krug war ein unendlich langes, niedriges Gebäude, das aus einem Mittelstück, den Wohn- und Schankräumen, und zwei mächtigen „Stadolen“ zur Aufnahme der einkehrenden Pferde und Wagen bestand. Neben diesen hausten in den „Stadolen“ übrigens auch zahlreiche Schweine, die unaufhörlich grunzten und quiekten und, von dem Wiehern und Stampfen der Pferde unterstützt, den Aufenthalt in dem anstoßenden sogenannten „deutschen“ Zimmer sehr ungemütlich machten. Dieses „deutsche Zimmer,“ zu dem man meist nur durch den Schankraum gelangen konnte, enthielt in der Regel nichts als einen Tisch, ein paar Stühle und zwei leere Bettstellen, die auf Wunsch mit Stroh gefüllt werden konnten. Von Lebensmitteln waren höchstens Eier zu haben; in besonderen Fällen auch Bier, das der Krüger aus der Brauerei seines Gutsherrn bezog; denn jeder Gutsherr war damals sein eigner Brenner und Brauer. Zu den Erfordernissen der Reise gehörte deshalb vor allem ein „Speisekorb“, ohne den man sich geradezu verloren geglaubt haben würde, wie auch der Kutscher genötigt war, Hafer für mehrere Tage mitzuführen; Heu war gewöhnlich im Kruge zu haben.

In der Zeit der warmen und hellen Sommernächte war der Aufenthalt im Kruge, trotz alledem erträglich. Wenn man gegessen hatte, konnte man sich in der stillen, linden Abendluft oft noch lange ergehen, ohne je eine Störung oder Ungehörigkeit befürchten zu müssen. Wer einen herrschaftlichen Wagen besaß und mit vier Pferden breitgespannt ankam, galt als eine Art höheres Wesen und wurde mit außerordentlicher

Unterwürfigkeit behandelt. Endlich aber mußte man sich doch ins Zimmer zurückziehen, und dann kamen unabänderlich einige Stunden der Qual; auf Stroh zu liegen, ist bei der einfachsten Gewöhnung nicht jedermanns Sache. Etwas anderes aber war in den Krügen nicht zu haben, die russische Sitte, das Bettzeug mitzunehmen, aber war uns fremd; dies hätte einen förmlichen „Troß" erfordert. Man quälte sich eben durch die Nachtstunden, so gut man konnte. Beim ersten Hahnenschrei waren wir Kinder auf den Beinen und wateten keck durch die Düngerhaufen des „Stadols", um den Kutscher zu fragen, ob er nicht bald anzuspannen gedenke. Als alter verwöhnter Diener pflegte er aber mit uns keine Umstände zu machen, sondern mit hergebrachtem Pflegma zu verfahren. Füttern und Tränken kostete endlose Zeit; das Anspannen nicht minder. Mit zitternder Ungeduld schlenderten wir unterdes vor dem Kruge herum, neckten Hunde und Schweine und sahen uns jedes vorüberkommende Bauerngesicht mit einer Aufmerksamkeit an, als ob es bei Todesstrafe nicht vergessen werden dürfte. Meiner Erinnerung nach wurde es immer 6 oder $^1/_2$ 7, ehe unser schwerfälliges Gefährt sich in Bewegung setzte; dann aber dachten wir gleich mit Schrecken an die drei schweren Stunden, die uns im „Mittagskrug" bevorstanden. Unter dem that es der Kutscher, der mit seinen Pferden sehr sorgfältig umging, und in allen sie angehenden Fragen allein zu entscheiden hatte, schlechterdings nicht; da half kein Bitten und kein Flehen, er war wie von Stein und ging von seinen unvordenklichen Gewohnheiten unter keinen Umständen ab. Der „Mittagskrug" war im Grunde viel schlimmer als der Nachtkrug — denn nach der Willensmeinung des Kutschers war es immer derselbe: er lag in einer besonders öden, reizlosen Gegend — schattenlos in der

prallen, brennenden Sonne, soweit das Auge reichte, von Kornfeldern umgeben, am Horizont ein Wald, der uns unerreichbar vorkam, und den wir niemals betraten; dazu melancholisch krähende Hähne im Vordergrund und schläfrig vor sich hinstarrende Hunde.

Mit dieser Geduldsprobe war das Schlimmste vorüber; denn nun konnten wir hoffen, die Türme von Reval bei der Weiterfahrt bald auftauchen zu sehen; das wirkte jedesmal elektrisierend. Die letzte Strecke des Weges führte durch eine förmliche Wüstenei, die sogenannte „jeglechtsche Fläche", wo weder Baum noch Strauch die Aussicht beengte und man meilenweit vor sich sah. So kam es, daß Reval uns wie eine Fata Morgana, mit seinen Turmspitzen lange, lange nahte, ehe wir in den Bereich seines Weichbildes gelangten, d. h. auf der Höhe des sogenannten „Laaksberges" hielten, weil dort nach altem Brauch der Hemmschuh angelegt werden mußte. Der Name „Laaksberg" war die örtliche Bezeichnung für den unmittelbar vor Reval liegenden Teil des estländischen „Glints", eines steilen Abfalls, der in der Höhe von 100—200 Fuß den größeren Teil der Nordküste des Landes begleitet.

Von dieser kahlen Höhe hatte man einen herrlichen Ausblick auf das Meer und die an der Westseite einer breiten Bucht amphitheatralisch um den steilen nach N.-W. abfallenden Burgberg, „Dom" genannt, gelagerte Stadt. Die Gründung Revals reicht bis in den Anfang des 13. Jahrhunderts hinauf und ist von den Dänen ausgegangen, die unter König Waldemar dem Großen die Esten bei dem damaligen Ort Lindanissa nicht nur schlugen, sondern entscheidend besiegten. Wie wichtig ihnen dieser Erfolg erschien, geht aus der Sage hervor, wonach das dänische Nationalbanner, der „Danebrog" während dieses Kampfes vom Himmel gefallen sein soll. Auf die Dauer vermochten sich die

Dänen den Deutschen gegenüber jedoch nicht zu halten; der Schwertorden nahm Stadt und Land in Besitz; alles, was beide seitdem geworden sind, ist deutscher Gesittung zu danken. An Ansehen, Macht und geschichtlicher Bedeutung hat sich Reval mit Riga zu keiner Zeit vergleichen können; immerhin aber ist es ein wichtiges Mitglied des Hansabundes gewesen und hat in dessen nordischem Handel zeitweilig eine nicht geringe Rolle gespielt. Nach dem Untergang des livländischen Landesstaats im Jahre 1561 war es damit aus; unter der nun folgenden schwedischen Herrschaft wurde Reval, wie alles, was „baltisch" hieß, kleinlich und engherzig, zum Teil mit Härte behandelt und kam in seinen Erwerbsverhältnissen dermaßen zurück, daß es zu Anfang des 18. Jahrhunderts, als Peter der Große Schweden aus Liv- und Estland verdrängte, den Eindruck eines stillen Landstädtchens, nicht aber den eines blühenden Seehafens machte.

Diesen Charakter trug Reval, als ich es kennen lernte, ganz und gar. Es fehlte nicht viel, daß auf mancher seiner Straßen Gras gewachsen wäre — so öde und leblos nahmen sie sich jeder Zeit aus; und doch erinnerte alles daran, daß die Stadt einst größere Tage gesehen. Wie ein versteinertes Stück Mittelalter mußte sie jedem vorkommen, der zu sehen verstand; was damals allerdings zu den seltensten Dingen gehörte. Ein Stück Mittelalter, so rein und unverfälscht, daß ich ihm nichts anderes zur Seite zu setzen wüßte. Nicht einmal die berühmtesten deutschen Städte dieser Art — Nürnberg, Lübeck, Rothenburg o. d. T. — nehme ich aus.

Eine hohe, altersgraue Mauer mit mächtigen, fast durchweg wohlerhaltenen, ziegelbedeckten Türmen und doppelten, ja dreifachen Thoren, hier „Pforten" ge-

nannt, umgab den nicht sehr ausgedehnten Kern der Stadt. Dieser Mauer vorgelagert aber waren hohe Wälle und Bastionen mit tiefen Wallgräben aus schwedischer Zeit, die wegen des aufrechterhaltenen Festungscharakters der Stadt streng abgesperrt waren und von niemand betreten werden durften. Bei Sonnenuntergang wurden die „Pforten" geschlossen; kein Wagen, kein Fuhrwerk kam dann mehr herein. Der Enge der Straßen wegen durfte kein Viergespann passieren; ich weiß noch sehr gut, daß unsere Kalesche jedesmal vor der „Schmiedepforte" hielt und der Kutscher abstieg, um ein Seitenpferd auszuspannen, das hinten angebunden wurde; dann rasselten wir mühsam und schwerfällig durch die finstren Thorbogen hinein und sahen uns von mächtigen, düstren Giebelhäusern umgeben, die nach vorn heraus oft nur ein oder zwei Fenster wiesen und ausnahmslos spitze, rote Ziegeldächer trugen. Manche dieser Häuser hatten prachtvolle gotische oder romanische Thüren; alles aber war altersgeschwärzt und grau und der Straßenzug selbst so eng, daß kaum je ein Sonnenstrahl in die Fenster dringen konnte. Man sah es den Häusern an, daß sie mit ihren hohen Giebelräumen und mächtigen dunklen Vorhallen nicht dem häuslichen Behagen, sondern den Zwecken eines ausgebreiteten Seehandels hatten dienen sollen. Nun aber lagen diese mächtigen Räume unbenutzt da; nur die Unbequemlichkeit des Wohnens in engen Zimmern war übriggeblieben. Trotzdem war nur ganz ausnahmsweise jemand zum Umbau geschritten; so daß das Gesamtbild ein durchaus einheitliches war.

Freundlich mutete das alte Reval niemanden an; aber jeder Zoll war Charakter. Allerdings mehr äußerlich — die Bürgerschaft, die diese hochragenden Häuser bewohnte, war durch mangelnden Wohlstand

und erzwungene Thatenlosigkeit ein recht zahmes Philistervolk geworden, dem nichts ferner lag, als Unternehmungsgeist zu entwickeln. Andere bürgerliche Tugenden fehlten ihm dagegen nicht; es war ehrbar, hielt streng an der alten Sitte und zeigte sich unter der Einwirkung der mächtigen Huhn'schen Predigt vielfach auch christlich erwärmt. Jedenfalls stand Reval in dieser Hinsicht weit voran unter den baltischen Städten und ließ namentlich das jederzeit kirchlich liberal angehauchte Riga hinter sich zurück. Die Strenge der Lebensformen ging soweit, daß es nicht wenigen für unerlaubt galt, das Theater zu besuchen, das mit aus diesem Grunde recht mangelhaft blieb und sich nur mühsam zu behaupten vermochte. Auch sonst geschah für öffentliche Vergnügungen und Zerstreuungen so gut wie nichts. Wandernde Künstler und Virtuosen wurden nur selten nach Reval verschlagen — man konnte eher einen Missionar aus Südafrika hören, als einen Sänger von Ruf. Ich kann mich aber nicht erinnern, daß irgend jemand dies beklagt hätte; man wußte es nicht anders und war zufrieden. Die kastenartige Abgeschlossenheit der damaligen Denkweise trat in der Stadt noch schärfer hervor, als auf dem Lande; das Bürgertum hütete sich ängstlich, die Schranke, die es vom Landadel trennte, in irgend einer Weise zu durchbrechen. Selbst die Damen der höheren Schichten wurden stets nur mit „Madam" oder „Mamsell" angeredet, auf die „gnädige Frau" und das „Fräulein" wurde kein Anspruch erhoben. Stillschweigend galt dies als Vorrecht des Adels, an dem niemand zu rütteln suchte. So war es immer gewesen und so, glaubte man, würde es immer bleiben. Wenn vom Adel die Rede war, wurde dem Herrn und der Frau gegenüber der volle Titel gebraucht — dem Fräulein gegenüber aber merk-

würdigerweise nicht. Hier wurde das „von" niemals angewendet und so ist es noch. Der Ursprung dieses Unterschiedes ist in geheimnisvolles Dunkel gehüllt und wird vermutlich niemals aufgeklärt werden.

Nicht minder wurde im Theater und bei öffentlichen Vorstellungen die bestehende Rangordnung auf das strengste eingehalten, obwohl sie ungeschrieben war und niemanden zu verpflichten vermochte. Nicht einmal Bürgermeister und Rat wäre es eingefallen, sich mit ihren Familien in den Ranglogen blicken zu lassen; dem städtischen Patriziat gehörte das „Parquett" ebenso ausschließlich, als das „Parterre" den Kleinbürgern gebührte und der Adel die Logen und die sogenannten „Lehnstühle", die sich in zwei feierlichen Reihen vor dem Parquett befanden, besetzte. Dort nahmen außer den Herren vom Lande allenfalls nur höhere Offiziere und Beamte Platz. Ebenso wurde es in Konzerten 2c. gehalten; die ersten Reihen waren nur für den Adel da und blieben, wenn dieser nicht erschien, häufig leer.

Diese „Teilung der Erde" bezog sich aber nicht nur auf derartige Fälle vorübergehender Art, sondern auf das ganze städtische Leben selbst, im innerlichen wie im äußerlichen Sinn. Die „Unterstadt" gehörte fast ausschließlich dem Bürgertum, die „Oberstadt" oder der „Dom" dem Adel, der dort eine förmliche kleine Welt bildete, die sich um das alte, aus schwedischer Zeit stammende Schloß, den Sitz der Gouvernementsregierung und das Ritterhaus bei der Domkirche gruppierte. Der Zugang zu diesem Burgberge war nur auf drei Wegen möglich — dem langen und kurzen Domberg und dem Domthor — von denen der erstere durch einen alten Mauerturm von der Stadt abgeschlossen war, während der zweite eine förmliche

Treppe war, die in einem hohen Gewölbe in den „langen Domberg“ mündete.

Im übrigen sah es auf dem „Dom“ weit weniger altertümlich aus, als in der Stadt; die furchtbare Feuersbrunst von 1684 hatte alles Feudale vernichtet; die wieder aufgebauten Häuser aber trugen sämtlich den Charakter stilloser Nützlichkeit, wie es zu jener Zeit üblich geworden war. Immerhin lebte der Adel in diesen häßlichen Häusern sein Leben für sich; nur der sogenannte „Aktienklub“, wo sich alles, was zur Matrikel gehörte, zusammenfand, war seltsamerweise in der „Unterstadt“ gelegen — vielleicht, weil die sogenannten Termingeschäfte, die die Gutsbesitzer zweimal jährlich, im März und September, regelmäßig nach Reval führten, so bequemer abgewickelt werden konnten. Das Ritterhaus dagegen, das den Mittelpunkt der Selbstverwaltung darstellte, hatte seinen Platz mitten auf dem „Dom“ und wurde nur selten von einem Nichtedelmann betreten. Die Landesgeschäfte wurden in der ritterschaftlichen Kanzlei von dem Ritterschaftshauptmann und seinen drei Sekretären geführt, die sämtlich einmatrikulierte Edelleute sein mußten. Außerdem hatten dort das estländische „Manngericht“ und das „Oberlandgericht“ ihren Sitz — beides, wie schon angedeutet, uralte Einrichtungen echt feudaler Art.

Übrigens war die Laiengerichtsbarkeit dieser Art kein Vorrecht des Adels schlechtweg; auch die alte Ratsverfassung der Städte enthielt ähnliches und stellte überhaupt eine sehr weit ausgebildete Selbstverwaltung dar, die erst im Jahr 1878 der neuen russischen Städteordnung gewichen ist.

So konnten sich städtische und ländliche Interessen fast niemals kreuzen; jeder Teil hatte sein bestimmtes Gebiet, das der andere gewohnt war zu achten. Konflikte kamen deshalb so gut wie gar nicht vor. Man

lernte sich freilich aber auch nicht kennen und lieben, sondern ging kalt und gleichgültig nebeneinander her, als habe man miteinander nichts zu schaffen. Der geschichtliche Sinn war eben noch nicht erwacht. Man wußte deshalb wenig davon, was die Vorzeit Einigendes geboten und verstand nicht daran zu denken, daß Ritter und Bürger z. B. Reval in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts 1570 und 1577 gegen zwei russische Belagerungen, von denen die eine 7, die andere 30 Wochen gedauert, gemeinsam verteidigt. Und doch waren die Spuren dieser Belagerungen, in Gestalt mächtiger Steinkugeln, die in den alten Mauertürmen staken, deutlich zu sehen; sie sind es noch heute. In dem „Schwarzenhäupterhaus" zu Reval sind manche Trophäen jener blutigen Tage, soviel ich weiß, aufbewahrt; das Andenken jener Tage selber aber war lange erloschen und wird erst durch die systematische Geschichtsforschung der Gegenwart, die gerade im Revaler Stadtarchiv außerordentliche Ausbeute findet, nach und nach wieder erweckt.

Die sogenannten „Schwarzenhäupter", denen jenes Haus gehörte, stellten eine, meines Wissens, den Städten Reval und Riga eigentümliche Einrichtung dar — die Körperschaft der unverheirateten Kaufleute, die als solche zur Verteidigung der Stadt verpflichtet waren und der Form nach sogar noch heute eine Art militärischer Organisation besitzen, die sich aber natürlich nur auf gewisse Äußerlichkeiten beschränkt. Zu der Zeit, von der hier die Rede ist, wurde von den „Schwarzenhäuptern" sogar noch der Besitz eines eignen Pferdes gefordert, was aber wohl meistens auf „dem Papier" geblieben sein wird, da die Sache selbst längst jede praktische Bedeutung verloren hatte und die jungen Kaufleute nur ausnahmsweise die Mittel besaßen, um sich ein Pferd anschaffen zu können. Nur darauf wurde,

wie ich glaube, noch geachtet, daß der „Rittmeister", ein älterer, selbständiger Kaufmann, der aber unter allen Umständen „Junggeselle" sein mußte — in anbetracht eintretender Möglichkeiten ein ansehnliches Streitroß vorzuweisen hatte. In „Zivil" waren die „Schwarzenhäupter" eine friedliche Gesellschaft, die sich von anderen Handlungsbeflissenen durch nichts unterschied. Ihr Haus diente dem höheren Revaler Bürgertum als Klublokal, dasselbe schloß sich dort ebenso gründlich ab, als es der Adel im „Aktienklub" zu thun gewohnt war. Satzungsmäßig war diese Ausschließlichkeit in beiden Fällen freilich nicht. Jeder anständige und gebildete Mann konnte in dem einen wie in dem andern Klub aufgenommen werden. In Wirklichkeit wurde jedoch davon kein Gebrauch gemacht, sondern die Stände lebten wie die Schnecke in ihrem Hause ein jeder für sich, und es kam niemals vor, daß sie sich miteinander vermischten. Der gegenseitige Verkehr war lediglich geschäftlicher Art. Man wußte deshalb im Grunde voneinander sehr wenig, und die seltsamsten Vorurteile vererbten sich von Geschlecht zu Geschlecht mit allen ihren nachteiligen Folgen. Bei den Städtern spielte dabei vielleicht eine gewisse Eifersucht mit, weil die Vertretung des Landes der Regierung gegenüber, wenn auch nicht rechtlich, so doch thatsächlich Sache der Ritterschaft war, die Regierung von altersher nur mit dieser zu verhandeln pflegte und ihr deshalb manche Rücksicht erwies, die sie den Städten gegenüber nicht immer beobachten zu müssen glaubte.

Das war die Umgebung, in die ich kam, als wir in Reval unsere Stadtwohnung bezogen. Sie lag in einer der altertümlichsten und düstersten Straßen, in einem Hause, das einer Patrizierfamilie seit undenklichen Zeiten gehörte und von dieser, außer uns, allein bewohnt wurde. Durch einen mächtigen, steingedielten

Hausflur trat man ein, an deren einer Längswand ein riesiges altersgeschwärztes Bild, die „Schlacht von Narva" darstellend, hing, mit Karl XII. als Hauptgestalt hoch zu Roß. Der Eindruck, den dieses Bild in dem düstern Raum hervorrief, wurde durch die schwere dunkle Eichentreppe verstärkt, die zu dem ersten Stock hinaufführte. Trat man daselbst ein, so fiel man, im vollsten Sinn des Wortes, mitten „ins Haus"; denn ein Vorzimmer gab es nicht; so daß der nötige Raum für Mäntel und Hüte durch einen Schirm abgeteilt werden mußte. In dem geräumigen Zimmer selbst, das unendlich einfach ausgestattet war, spielte sich der ganze Verkehr des Tages ab — ja es wurde dort sogar getanzt, — Der nächste Raum war das Schlafzimmer meiner Mutter und Schwester. Dann ging es einige Stufen hinab und man war im Speisezimmer angelangt, wo hinter einem „Schirm" unsere alte Mamsell, die zugleich Köchin war, still und friedlich hauste. Das war alles. Für diese drei Gelasse hatten wir nach heutigen Begriffen allerdings außerordentlich wenig zu zahlen — nur etwa 500 Mark. Mein Bruder und ich wohnten in einem am Hausflur gelegenen so niedrigen Loch, daß wir darin kaum aufrecht zu stehen vermochten; das daranstoßende Zimmer der Dienstboten konnte überhaupt nur künstlich beleuchtet werden — „weder Sonne noch Mond" schienen herein.

Ich darf wohl sagen, daß kein deutscher Kleinbürger der Gegenwart sich mit dieser Behausung begnügen würde, an der weder wir selbst, noch unsere Standesgenossen gleichwohl jemals Anstoß genommen haben; der ganze Charakter der Zeit paßte dazu. Die Wenigsten kannten es anders; wer im Ausland Schöneres gesehen, hatte darum doch nicht verlernt, daheim mit dem Gegebenen zu rechnen. Wo wir hinkamen, bei Verwandten und Freunden, sah es ebenso aus wie

bei uns; dieselbe schlichte und anspruchslose Einrichtung wiederholte sich immer; auch Nahrung und Kleidung waren dieselben. Ich hatte eine Tante, bei der jahraus, jahrein kaum je etwas anderes auf den Tisch kam als Bouillonsuppe und Rindskarbonaden — dazu weder Wein noch Bier, sondern helles klares Wasser. Abends trank man Thee und aß ein Butterbrot dazu. Selbst wenn Gäste kamen, wurde nie etwas anderes gegeben; denn Einladungen fanden nur selten statt — ein jeder kam „à la fortune du pot" und war mit dem, was er kriegte, zufrieden, weil er nicht nach materiellen Genüssen, sondern nach behaglicher Geselligkeit strebte und überdies sicher war, nicht zu stören. Da es fast gar keine Abhaltungen und Zerstreuungen gab, war das eine unbekannte Sache. Man freute sich über den zufälligen Gast, der immerhin etwas von der sonst fehlenden Abwechselung brachte; und man konnte es um so mehr, als man sich seinen Verkehr nicht nach Rücksichten äußerer Art, sondern nach dem inneren Bedürfnis einzurichten pflegte.

Ein besonderes Lob bedeutet das nicht, weil die sogenannten „Beziehungen" samt ihrer Pflege, wie sie unter den verwickelten Verhältnissen der Gegenwart für den geselligen Verkehr mehr und mehr bestimmend werden, damals nicht viel besagten; das Leben war bescheiden aber unabhängig gestaltet. In dünn bevölkerten Ackerbauländern ist es überall mehr oder weniger so; das ist der wahre Grund des Behagens, das dort im Gegensatz zu den zugespitzten Verhältnissen in den Industriegebieten herrscht. Der Mensch kann noch um seiner selbst willen gesucht werden; man braucht ihn nicht ängstlich darauf anzusehen, ob er einem schadet oder nützt. Solchen Gästen kann man unbefangen vorsetzen, was man gerade hat, und das war im alten Estland allgemein üblich; mochte kommen,

wer da wollte, geändert wurde nichts. Auch die Würdenträger des Landes, wenn sie meine Mutter abends besuchten, bekamen ihre Tasse Thee und verlangten nicht mehr.

Daß ich mir damals des Zaubers dieses schlichten Daseins bewußt gewesen wäre, kann ich nicht sagen; wahrscheinlich hätte mir ein üppigeres Leben besser gefallen. In der Erinnerung aber lagert sich über das Vergangene und niemals Wiederkehrende ein goldner Schimmer, den es ohne die Persönlichkeit meiner Mutter allerdings für mich nicht besäße. Worin dieser Zauber bestand, kann der Natur der Sache nach von niemandem, der meine Mutter nicht gekannt, nachempfunden werden; und da davon keine äußerlich bemerkbaren Wirkungen ausgegangen sind, so würde ich den Gegenstand unberührt lassen, wenn ich nicht ein Recht hätte, zu sagen, daß meine Mutter die besten Seiten der altbaltischen Weiblichkeit in sich verkörperte und ihre Gestalt deshalb nach dieser Richtung hin für die damalige Zeit vorbildlich erscheint. Zwar ein Muster an hausfräulicher Tüchtigkeit in Küche und Keller war sie nicht. Auf diesem Gebiet wie in allen geschäftlichen Dingen blieb sie vielmehr ihr Lebenlang unerfahren und hilflos wie ein Kind, und es war rührend, wie abhängig sie sich darin von anderen Leuten fühlte und wie unbefangen sie diesen Mangel ihres Wesens zugegeben pflegte. Ja rührend war es, weil jedermann, der mit ihr in Berührung kam, sehr bald den Eindruck gewann, daß sie Besseres und Wertvolleres zu bieten hatte, — ein unendlich liebewarmes Herz mit unbeugsamer sittlicher Strenge gepaart — ein Herz, das die Verurteilung der Sünde mit nie versiegender Nachsicht und Teilnahme für den Sünder zu vereinigen wußte. Das alles aber von einer Anmut des Ausdrucks und der Rede umstrahlt, deren Wirkung unwiderstehlich

war und in der That niemals versagte; denn ein glücklicher, überaus feiner Humor spielte mit, wie er zu den besonderen Gaben der altestländischen Art gehört und nur auf dem Heimatboden ganz genossen und verstanden werden kann. Aus dieser seltenen Vereinigung von Milde und Ernst, von tiefer Erfassung der Dinge und anmutiger Leichtigkeit in ihrer Behandlung, erwuchs während der Zeit unseres städtischen Aufenthalts, der meine Mutter mit der Umwelt in nähere Berührung brachte, als die vorige ländliche Einsamkeit zugelassen hatte, nach und nach ein Einfluß, der darum nicht weniger nachhaltig war, weil er völlig absichtslos, ja unbewußt ausgeübt wurde und niemals den Charakter des Aufdringlichen trug. Meine Mutter wollte dienen, nicht herrschen; gerade deshalb wurde ihr eine Macht über die Herzen eingeräumt, wie sie im Bereich meiner Lebenserfahrung sonst niemand besessen. Was sie für sich selbst und andere suchte, war „der Friede, der höher ist als alle Vernunft". In diesem Sinne hat sie in aller Demut und Stille das Evangelium, das auf unseren Kanzeln damals mit neuer Kraft gepredigt wurde, wirksamer unterstützt, als sie selber ahnte und wußte, vielen Trost ins Herz gegossen, die ihn anderswo nicht zu suchen verstanden und auf den wilden Wogen des Lebens steuerlos schwammen. Selbst ganz verhärtete Naturen vermochten sich dem Eindruck dieser vollendeten Selbstlosigkeit nicht zu verschließen, und Leute, vor denen alt und jung zitterte wie vor brüllenden Löwen, sah man ihrer weichen Hand willig wie Lämmer folgen. Nie aber kam es ihr in den Sinn, über diesen Einfluß, so weitgehend und allgemein anerkannt er war, ein Wort zu verlieren; alles blieb zwischen ihrem Gott und ihr.

Wie es aber hienieden nichts Ganzes und Vollendetes giebt, so mußte auch sie die Erfahrung machen, daß

ihr reines Streben gerade da versagte, wo ihr Herz am heißesten um Erfüllung flehte. Die, die die Natur ihr am nächsten gestellt hatte, ließen sich nicht gewinnen; den starren Trotz ihres Wesens von ihrer Milde nicht überwinden, sich ihr Beispiel nicht zur Nachahmung dienen. Von anderen will ich dabei nicht reden, sondern nur von mir selbst. Schon in den ersten Jahren unseres Aufenthalts in Reval mußte meine Mutter es erleben, daß ich nicht nur meinen Kinderglauben verlor, sondern die Bethätigung meines Idealismus in dem leidenschaftlichen Bekenntnis zu den bösesten Irrlehren der Zeit, dem damals von Moleschott und Büchner gepredigten Materialismus suchte. Nicht heimlich geschah das übrigens, sondern ganz offen — in meinem damaligen Wahn war es mir heilige Pflicht, meiner Überzeugung lauten Ausdruck zu verleihen. Unerschüttert, wenn auch nicht ungerührt, sah ich meine Mutter bittere Thränen vergießen und war stolz darauf, „unnahbar" zu sein.

Mit diesen religiösen Wandlungen hingen wie immer in solchen Fällen politische eng zusammen. In meinem 16. Jahre war ich ein glühender Republikaner geworden, ohne eigentlich zu wissen, wodurch und wie. Wenn unseren Lehrern auch hier und da anzumerken war, daß ihnen die streng reaktionäre Richtung im damaligen Rußland und der baltische Feudalismus nicht behagten, so hüteten sie sich doch wohlweislich, diesen inneren Widerspruch in Worte zu kleiden; denn nur zu genau war ihnen bekannt, daß ihres Bleibens alsdann nicht länger sein konnte; an warnenden Beispielen fehlte es nicht. Ich konnte mich also auf kein Vorbild berufen; dennoch brannte ich schon als Sekundaner lichterloh und watete in meiner Vorstellung förmlich im Blute der Fürsten. Daß ich mit diesen Anschauungen bei meiner Umgebung Anklang gefunden

hätte, weiß ich mich nicht zu erinnern; ich muß aber wohl unvorsichtig geredet haben; denn eines Tages ließ mich der Direktor rufen, um mir unter vier Augen mit ernster Miene zu erklären, daß kein Geringerer als der Kaiser selbst von meinen republikanischen Schwärmereien Kenntnis erlangt und dem Ritterschaftshauptmann darüber sein Allerhöchstes Mißfallen ausgesprochen habe. Mit der kaiserlichen Unzufriedenheit aber war in politischen Dingen am wenigsten zu spaßen. Soeben erst hatte ein Gymnasiast wegen ähnlicher Äußerungen auf ausdrücklichen Befehl des Zaren eine schwere Körperstrafe erduldet und war sodann, wenn ich nicht irre, zur Ausstoßung aus allen Lehranstalten des Reiches verurteilt worden. Der Ritterschaftshauptmann hielt die Sache deshalb für wichtig genug, um das Schulkuratorium zusammenzurufen und diesem den ungewöhnlichen Fall zu unterbreiten. Wahrscheinlich auf Antrag des Direktors beschloß das Kuratorium es einstweilen bei einer „väterlichen Ermahnung" bewenden zu lassen, die mir der Direktor mit würdigen Worten erteilte. Ob ich seitdem vorsichtiger gewesen bin, weiß ich nicht mehr; daß ich mich aber nicht bekehrte, weiß ich um so besser. Ein Wunder war das nicht; denn noch heute ist mir der Eindruck lebendig, daß der Direktor mich lieber gelobt als getadelt hätte. Jedenfalls war ich bis zum Ende meiner Schulzeit sein ausgesprochener Liebling; was freilich nicht hinderte, daß ich gelegentlich, meiner Faulheit wegen, tüchtig angeschnauzt wurde.

Der hier erwähnte Vorgang gelangte zwar nicht in die Öffentlichkeit; es wäre sehr unvorsichtig gewesen, darüber zu reden; heimlich aber machte er meiner Mutter Sorge genug — teils, weil sich nicht voraussehen ließ, was für Folgen er haben konnte, teils, und jedenfalls noch mehr, weil sie meine wild revolutionären

Anschauungen erschreckten. Die mütterliche Verwandtschaft zwar hegte gewisse liberale Neigungen; im Hause einer Tante hatte sogar ein jüdischer, meines Wissens aus Hamburg stammender Gymnasiallehrer viel verkehrt, der wegen verdächtiger Beziehungen zu deutschen Flüchtlingen in England ausgewiesen wurde. Zu den „Roten" rechneten sich die Verwandten darum aber nicht. Im Grunde war es nur eine zahme Oppositionslust, die sie erfüllte, und deshalb konnte ich bei ihnen auf Anklang und Unterstützung nicht rechnen.

Weit unmittelbarer freilich war die Bekümmernis, die wir, mein Bruder und ich, der Familie und der Verwandtschaft durch anderweitige Streiche außergewöhnlicher Art immer wieder von neuem zu bereiten verstanden. Ich erwähne sie hier, weil thatsächlich Stadt und Land dadurch in Aufregung versetzt wurden. Mit noch einigen anderen „Stricken" ähnlicher Art pflegten wir, besonders zu winterlicher Zeit, abends Streifpartieen zu unternehmen, bei denen es auf Abenteuer und wohl auch auf Unfug abgesehen war. Bei einer solchen Gelegenheit trieben wir uns im Bereich der Festung umher und gelangten über die sogenannte „große Dombrücke" zu einem Gebäude, das auf einem basteiartigen Vorsprung zwischen dieser und der „kleinen" Brücke lag und Soldaten zum Aufenthalt diente. Was das für Soldaten waren, was sie trieben, wußten wir nicht, kümmerten uns auch nicht darum, sondern gingen an dem Gebäude arglos vorüber. Bei dieser Gelegenheit stieß einer von uns, ob zufällig oder absichtlich, ein vor dem Hause stehendes Gefäß mit Wasser um. Wir achteten aber nicht darauf, sondern setzten unseren Weg ahnungslos fort. Plötzlich öffnete sich hinter uns eine Thür; etwa ein Dutzend wütender Soldaten stürzte heraus und fiel mit furchtbarem Geschrei über uns her, in der offenkundigen Absicht, uns zu berauben.

Waffen trugen sie glücklicherweise nicht; trotzdem war der Kampf, der sich nun entspann, ungleich genug, denn es standen etwa zwei gegen einen.

Ich stürzte dabei hin, rollte mit meinen Angreifern auf der Brücke hin und her und wäre um ein Haar in den Wallgraben geflogen. Merkwürdigerweise war die Angriffslust der Leute bald erschöpft; unser entschlossener Widerstand hatte ihnen dermaßen imponiert, daß sie schlapp wurden und sich willig von uns auf die Kommandantur führen ließen, die der Kommandant von Reval, General d. Inf. v. X., mit seiner Familie bewohnte. Ohne weiteres drangen wir, die Soldaten mit uns führend, in die Wohnung ein und wurden merkwürdigerweise sogleich vorgelassen, obwohl es gegen 11 Uhr abends sein mochte. Seine Excellenz fuhr uns Schüler aber höchst ungnädig an, während er den räuberischen Soldaten, soviel ich mich erinnern kann, nichts Unangenehmes sagte. Seine Strafpredigt schloß mit den Worten; Danken Sie es der Rücksicht auf Ihre Eltern, daß ich die Angelegenheit nicht weiter verfolge. Wir zogen also unverrichteter Sache ab; und dabei ist es trotz mancher Bemühungen, uns Recht zu verschaffen, geblieben. Von einer Bestrafung der Räuber wurde jedenfalls nichts bekannt. Die seltsame Nachsicht des Kommandanten aber wurde mit Recht oder Unrecht so erklärt, daß die Soldaten jüdische Militärschneider waren und unter anderem für den Kommandanten zu arbeiten pflegten. Ihren Angriff gegen uns hatten sie damit entschuldigt, daß wir durch Umwerfen des Wassergefäßes ihre „Sabbathfeier" gestört. Daß dies ein nichtiger Vorwand war, lag auf der Hand, die Verstimmung über den Ausgang des skandalösen Vorgangs ging deshalb tief.

Noch mehr Aufsehen machte ein anderer Vorfall, bei dem wir ebenfalls sehr nahe beteiligt waren —

oder genauer genommen, mein Bruder allein, der schon als Knabe ein eifriger Jäger war und sich unerlaubterweise geschmuggeltes Pulver verschafft hatte, was schwere Strafe nach sich zog, weil die Pulververbreitung zu den Staatsmonopolen gehörte. Von diesem geschmuggelten Pulver hatte er etwa $1^1/_2$ Pfund einem Schulkameraden, der mit mehreren andern in einer Pension auf dem „Dom" zusammenwohnte, überlassen. Dieser war mit dem gefährlichen Stoff unvorsichtig umgegangen und es erfolgte eine gewaltige Entladung, die nicht nur eine arge Verwüstung anrichtete, sondern auch zu schweren Verwundungen führte. Wenn dieses letztere die Gesellschaft in Stadt und Land vor allem aufregte, so sah die Militärverwaltung in der Verwendung von geschmuggeltem Pulver, zwingenden Anlaß, der Sache auf den Grund zu gehen. Das estländische Oberlandgericht wurde veranlaßt, eine strenge Untersuchung einzuleiten, in die sich vor allem mein Bruder hereingezogen sah. An seinem 14. Geburtstag mußte er vor dem höchsten Landesgericht erscheinen und zog sich bei dieser Gelegenheit durch naseweise Antworten einen Verweis des Vorsitzenden zu, kam aber im übrigen glimpflich ab, denn es konnte nichts gegen ihn festgestellt werden.

Damit war die Sache indessen noch nicht zu Ende. Wahrscheinlich, um sich bei dem Drängen der Militärbehörde keine Blößen zu geben, beschloß das Oberlandgericht, ein übriges zu thun und auch meine Mutter vernehmen zu lassen, weil es immerhin möglich war, daß sie den Zusammenhang kannte. Dies war wirklich der Fall, da mein Bruder in kindlicher Unüberlegtheit offen geplaudert hatte; voll Schrecken dachte meine Mutter daran, daß sie unter ihrem Zeugeneide genötigt werden könnte, den unglücklichen Schmuggler, der sich ganz in unserer Nähe befand, zu verraten, und sah

ihrer Vernehmung deshalb mit der größten Unruhe entgegen. Auch diesmal aber ging es besser ab, als wir alle gefürchtet. Das Oberlandgericht, dem es vielmehr darum zu thun war, sich der Militärbehörde gegenüber zu decken als dem Pulverschmuggel auf den Grund zu gehen — machte von seiner Befugnis Gebrauch, Edelleute, namentlich aber Damen „kommissarisch" vernehmen zu lassen, und so erschien eines Tages der Präsident persönlich in unserer Wohnung, begleitet von dem rechtskundigen Sekretär und einem Kanzlisten, der die rote Amtsdecke und den „Gerichtsspiegel" trug, ohne dessen Anwesenheit keine Verhandlung Rechtskraft besitzt. Dieser „Gerichtsspiegel" ist ein dreieckiger Kasten auf einem Fuß und oben mit dem kaiserlichen Doppeladler gekrönt. Auf jeder der drei Seiten ist ein in deutscher Sprache verfaßter Ukas Peters d. Gr. angebracht, (wenn ich nicht irre von 1704) welcher die schändlichen Thaten eines gewissen Schaffirow verdammt, der sich einer nicht wiederzugebenden Beleidigung des Gerichts schuldig gemacht. Die rote Decke wurde auf unseren Salontisch gebreitet, der „Gerichtsspiegel" aufgestellt und die Verhandlung, bei der übrigens außer den Beteiligten niemand zugegen war, begannen mit der feierlichen Vereidigung meiner Mutter, die den entscheidenden Fragen zitternd und bebend entgegensah und sich den armen Schmuggler schon auf dem Wege nach Sibirien dachte. Die Fragen wurden indessen so rücksichtsvoll gestellt, daß sie ihn ohne Belastung ihres Gewissens zu schonen vermochte und das Ganze schließlich auslief wie das „Hornberger Schießen". Da sich das aber nicht voraussehen ließ, so lebten wir wochenlang in der peinlichsten Spannung, und alles, was „uns anverwandt und zugethan" war, ängstigte sich nach der gemütvollen Art jener Zeit mit uns. Dazu kam die Sorge um die Opfer der Pulver-

explosion, von denen einer oder zwei so schwer verletzt waren, daß man für ihr Leben oder doch für ihr Augenlicht fürchten mußte.

Obwohl wir nun an diesem Unglücksfall ebensowenig schuld waren, als an dem Raubversuch der jüdischen Militärschneider des Kommandanten, kamen wir durch diese und manche andere Dinge doch in den Ruf, arge Unruhestifter zu sein, und immer wieder ereigneten sich Fälle, die diesen Ruf zu bestätigen schienen. Der „Domberg" fiel nach Nordwest als steile Klippe ab; eine unverbürgte Sage wollte jedoch wissen, daß an einer bestimmten Stelle der Abstieg möglich sei, und ich dachte mir: Was andere können, kannst du auch. Der Versuch mißlang aber so gründlich, daß ich etwa in der Mitte der Steinwand stecken blieb und weder vorwärts noch rückwärts konnte. Da saß ich nun sozusagen zwischen Himmel und Erde fest; ringsum keine menschliche Seele zu sehen; es war ein heißer Frühlingsnachmittag und die Sonne schien prall und glühend auf den Felsen, an dem ich hing. So verging geraume Zeit; ich wußte nicht aus noch ein, als ich endlich einen Soldaten bemerkte, der weit unter mir am Abhang vorüberging und mich gar nicht bemerkt zu haben schien. Ich rief ihn an, — er sah hinauf und fing, als er mich dort oben hängen sah, laut zu schimpfen an. Ich bot ihm nun, falls er eine Leiter holen wollte, soviel Geld, als ich gerade bei mir hatte; ich glaube es waren 30 Kopeken; das rührte ihn, und er schaffte mit Hilfe anderer Kameraden ein Leiter herbei, auf der ich hinabsteigen konnte. Diese Geschichte, die wie alles in einer kleinen Stadt rasch bekannt wurde, brachte viel Kopfschütteln hervor und bestärkte alle Welt in der Meinung, daß wir beide ein paar unverbesserliche Unbände seien, was aber

genau genommen gar nicht paßte. Wir waren nur unternehmungslustiger, als die meisten anderen.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, darf ich übrigens nicht verschweigen, daß auch mancher wirkliche Unfug geschah. So war es uns und unseren Freunden „eine liebe Gewohnheit" geworden, bei öffentlichen Versteigerungen zu erscheinen und dort rücksichtslos mit zu bieten, was oft große Störungen verursachte und zu den heftigsten Auseinandersetzungen mit dem Auktionator führte. Bei der in Reval herrschenden Gemütlichkeit hatte das aber höchstens die Folge, daß wir aufgefordert wurden, das Lokal zu verlassen.

Noch andere Eindrücke sind mir aus jener Zeit haften geblieben, die hier erwähnt werden mögen, weil sie die herrschenden Zustände scharf beleuchten. Die furchtbare Härte, mit der die Soldaten behandelt wurden, habe ich schon berührt. Noch strenger aber ging es auf der Flotte her, von der ein Teil regelmäßig im Revaler Kriegshafen lag. Eine Scene schwebt mir noch so deutlich vor, als ob nicht ein halbes Jahrhundert dazwischen läge sondern nur ein Tag. Auf einem Spaziergang begriffen, ging ich die Hafenstraße entlang und überholte mehrere Matrosen, die einen anderen an den Beinen nach sich schleppten, der offenbar sinnlos betrunken war. Hinterdrein aber ging ein Unteroffizier, der den Mann mit den Füßen fortwährend in das blutüberströmte Gesicht stieß und dabei eintönig wiederholte: „Deinetwegen werde ich 500 erhalten!" So ging der schreckliche Zug weiter, bis er das Boot erreichte. Dann wurde der Betrunkene wie ein Stück Holz hineingeworfen, die übrigen stiegen nach, und alles verschwand.

Daß eiserne Zucht notwendig war, läßt sich billigerweise nicht in Abrede stellen; die Matrosen und Seesoldaten waren ihrer Rohheit und Sittenlosigkeit wegen

gefürchtet; selbst Überfälle und Morde schrieb man ihnen zu. Auch die Flottoffiziere standen, ihrer Rohheit wegen, in üblem Ruf. Besonders das Corps der Steuerleute („Corpus sturmanów") wurde allgemein gemieden und stand in der öffentlichen Achtung sogar hinter den Linienoffizieren zurück, mit denen außerdienstlich niemand aus unserer guten Gesellschaft verkehrte. Eine ungleich angesehenere Stellung nahm in jenem Sinn die kaiserliche Garde ein. Vom estländischen Standpunkt war aber auch das mehr Theorie; denn die Herren, wenn sie nicht gerade Landsleute waren, zeigten sich bei der Schwerfälligkeit der damaligen Verkehrsverhältnisse äußerst selten, und es gab Leute genug unter uns, die in ihrem ganzen Leben weder einen Gardeoffizier zu sehen bekamen, noch auch die kaiserliche Residenz selbst oder gar das heilige „Mütterchen Moskau". So wenig zu jener Zeit gereist wurde, war uns der Westen von Berlin an gerechnet doch bekannter als der Osten, der gleich hinter der Narôwa anfing, und es war gebräuchlich, wenn jemand ins Innere gereist war, zu sagen: „Er ist nach Rußland gegangen."

Wenn ich von dem alten Reval rede, darf ich manche Personen unserer nächsten Umgebung nicht übergehen, denn ohne sie oder genau gesagt ohne eine von ihnen war die Stadt gar nicht zu denken. Diese eine Persönlichkeit, die in ihrer Weise alles andere überragte und in den Schatten stellte, war ein Schwager meiner Mutter, Major v. X., in Stadt und Land nur der „tolle X." genannt, eine Erscheinung, wie sie in der Gegenwart unmöglich wäre und nur aus der vorrevolutionären Zeit des 18. Jahrhunderts hervorgehen konnte. Dieser Mann war in seiner Art etwas Vollendetes, Abgeschlossenes und durfte als das Urbild eines Soldaten und Ritters gelten. Dazu paßte alles

an ihm, die körperliche und geistige Beanlagung und Gestaltung; der Eindruck der Gesamtpersönlichkeit wurde durch keine Einzelheit gestört. Kaum mittelgroß war er, hager und sehnig mit Muskeln von Stahl, der Kopf von vollendeter Schönheit und dazu ein Temperament, das sich nur mit flüssiger Lava vergleichen ließ und mehr Romanisches als Germanisches in sich trug. In der That entstammte er von mütterlicher Seite einem alten französischen Emigrantengeschlecht, das sich nach Aufhebung des Edikts von Nantes in Livland niedergelassen hatte und den feurigen hugenottischen Geist im höchsten Maße verkörpert haben muß. Dieser Feuergeist beherrschte und erfüllte X.'s Wesen ganz und gar, und gab ihm im großen wie im kleinen die Richtung, so daß er schlechthin unfähig war, sich in irgend einer Lage von Verstandeserwägungen bestimmen zu lassen.

Das wilde Temperament, das sich unter den urwüchsigen livländischen Verhältnissen seiner Jugendtage völlig ungestört entfalten konnte, hatte ihn frühzeitig in das russische Heer und auf alle Schlachtfelder des ersten Kaiserreichs geführt. Bei Borodinó war er, von Bajonettstichen und Kugeln durchbohrt, auf dem Felde geblieben, so in französische Kriegsgefangenschaft geraten und hatte nach seiner Wiederherstellung und Befreiung die Kämpfe der Jahre 1813 und 14, wenn ich nicht irre, bis zur Einnahme von Paris mitgemacht. Ein Erzählertalent ersten Ranges befähigte ihn, seine Kriegserlebnisse in unnachahmlicher Weise zu schildern, und er ließ sich nie lange bitten. Wir Kinder hingen an seinen Lippen und schwuren auf jedes Wort, das er sprach. Bei den älteren Leuten habe ich freilich oft manches skeptische Lächeln bemerkt. Darüber hinaus hätte sich niemand gewagt. War das Herz des alten Soldaten auf der einen Seite so weich

wie das eines Kindes, so kannte sein Jähzorn andererseits kein Maß. In Reval, wo er die letzten 30 Jahre seines Lebens verbrachte, wußte das ein jeder, und deshalb hatte alles vor ihm einen „höllischen Respekt". Selbst die Behörden fürchteten seine vulkanische Leidenschaftlichkeit und sahen ihm nachsichtig durch die Finger, wo sie jeden andern auf das Schärfste angefaßt hätten. Wenn er in der knappen Husarenuniform mit seinem langen ungarischen Hirtenbeil über dem Arm, von dem er sich niemals trennte, sporenklirrend durch die Straßen schritt, während seine Augen nach allen Seiten Blitze schossen und sein mächtiger grauer Schnurrbart im Winde wehte, wich ihm alles ängstlich aus; denn so freundlich er für gewöhnlich war, konnte ihn der geringste Umstand zur Wut entflammen; und dann wehe dem, der ihm in den Weg kam! Bei der Riesenkraft, die der Alte noch in hohen Jahren besaß, war mit seiner Laune nicht zu spaßen. Ich erinnere mich, ihm eines Tages auf der Straße begegnet zu sein und ihn gefragt zu haben: „Onkel, wo gehen Sie hin?" „Auf die Polizei", erwiderte er mit herausforderndem Blick und gehobener Stimme: „Man sagt, ich soll einen russischen Kaufmann geprügelt haben!" . . . Solange er sich noch ein Reitpferd hielt, machte es ihm Spaß, auf den schlechtgepflasterten Straßen über die zum Markt fahrenden Bauernwagen hinwegzusetzen und über die erschrockenen Gesichter der Umstehenden wie ein Toller zu lachen. Überhaupt that er, was ihm einfiel, ohne sich um die sogenannte öffentliche Meinung nur einen Pfifferling zu kümmern.

In der Nähe seiner Wohnung lag ein stiller, von alten Linden überschatteter Platz, auf dem sich die St. Nikolaikirche, die zweitälteste der Stadt, erhob. Dort pflegte er Vormittags, in einen Schlafrock gehüllt, mit seiner langen türkischen Pfeife bei schönem

Wetter stundenlang zu sitzen; diese Beschäftigung genügte ihm vollkommen. Lesen oder schreiben habe ich ihn niemals gesehen, obwohl ich ihn als Verwandter häufig besuchte. Das liebte er sehr und kam dann regelmäßig auf die Vergangenheit zu sprechen, d. h. auf die napoleonische Zeit, die für ihn alles umfaßte, was der Teilnahme wert war. Im Mittelpunkt stand Napoleon selbst, den er fast abgöttisch verehrte. In seinem unendlich einfach eingerichteten Wohnzimmer, das mit alten Waffen und Uniformstücken vollgepfropft war wie ein Zeughaus, hingen wohl ein Dutzend Bilder des Helden; von Arcole bis Waterloo war alles vertreten, die Zeit des aufsteigenden und sinkenden Sternes; auf dem unteren Rand der Bilder aber stand mit mächtigen Schriftzügen geschrieben: „Vive l'empereur!", worauf viele Ausrufungszeichen folgten. Nach dem Kaiser selbst kam in seiner Schätzung die „große Armee", für die er maßlose Bewunderung hegte, wie im engsten Zusammenhang damit, für alles Französische überhaupt; wohlgemerkt nur für das Französische der Kaiserzeit. Alles spätere kümmerte ihn nicht, ja er wußte kaum etwas davon; nie habe ich in seiner Hand eine Zeitung gesehen; das Politische war ihm fremd und stieß ihn förmlich ab. Auf das russische Heer ließ er nichts kommen; im Grunde verkörperte es sich aber für ihn in den Issum'schen Husaren, seinem alten Regiment, das für ihn gleich Napoleon ein unnahbares Heiligtum war. Als er bald nach Beendigung der großen Kriege seinen Abschied genommen hatte, wurde ihm, wie das damals üblich war, irgend wo im Innern des Reichs die Stelle eines Polizeimeisters angetragen — mit der Bedingung jedoch, seine eigene Uniform abzulegen und die seines neuen Amtes zu tragen. Einem jeden anderen würde dies selbstverständlich erschienen sein.

Er aber, obwohl er kein nennenswertes Vermögen besaß und ein sehr geringes Ruhegehalt bezog, lehnte tief entrüstet ab. Lieber wäre er betteln gegangen, als daß er seine Husarenuniform ausgezogen hätte. So war er in allen Stücken, ganz Gefühl, ganz Temperament; dabei von einem Witz und einer Schlagfertigkeit ohne Gleichen, die ihn fast ebenso gefürchtet machten wie sein Krückstock.

In der Zeit seiner Vollkraft trieb ihn dies Naturell zu den tollsten Possen. Für gewöhnlich traf man ihn nur in seiner Uniform; hier und da aber wandelte ihn die Laune an, sich in grellfarbige orientalische Gewänder zu kleiden. Ich habe ihn in einer goldbesetzten Zuavenjacke und roten türkischen Hosen gesehen. Dazu tanzte er vor uns Kindern im Zimmer umher, schwang seinen Säbel und schnitt furchtbare Fratzen. Dann stimmte er plötzlich die in Rußland streng verbotene Marseillaise an, unbekümmert darum, wer ihn hörte. Aus langer Erfahrung wußte er, daß man ihm nichts anhaben würde. Daran dachte er aber gar nicht, sondern that, was ihm gerade einfiel — ein Kind der augenblicklichen Eingebungen, wenn es je eins gab; nur fiel ihm niemals das Gemeine und Niedrige ein. . . . Als X. im Jahre 1866, 80 Jahre alt, ohne eigentliche Krankheit, unvermutet rasch starb, wurde er von seiner Familie und den wenigen überlebenden Freunden aufrichtig betrauert. Bei allen seinen Fehlern und Schwächen war er ein „Ritter ohne Furcht und Tadel" — ein würdiger Vertreter seines berühmten Namens, des größten der livländischen Geschichte, gewesen, und diese Erinnerung folgte ihm nach.

Er war übrigens nicht der einzige Mitkämpfer aus den sturmbewegten Tagen zu Anfang des 19. Jahrhunderts. In unserer Verwandtschaft und Bekanntschaft gab es eine ganze Anzahl solcher; an den „tollen X."

aber reichte keiner von ihnen heran. Ich habe nicht einmal den Eindruck behalten, daß sie sich ihrer Kriegsthaten besonders gern erinnerten oder gar stolz darauf gewesen wären. X. sprach deshalb mit einer gewissen Geringschätzung von ihnen, wollte sie nicht für „voll" anerkennen und behauptete von einigen sogar, daß es ihnen an Mut gefehlt habe. Namentlich sagte er das seinem Vetter, dem schon erwähnten Kommandanten X. nach, weshalb zwischen beiden die tiefste Abneigung, ja fast Feindschaft bestand und sie sich trotz der nahen Verwandtschaft niemals besuchten. Auch mit den anderen Kameraden aber kam er nur wenig zusammen; sie waren ihm nicht „schneidig" genug und lebten nicht so ausschließlich in der Erinnerung an die Vergangenheit als er, sondern waren meist friedliche Landwirte und Familienväter geworden, denen die Sorgen der Gegenwart keine Zeit ließen vom Morgen bis zum Abend an Napoleon und an die „große Armee" zu denken. Immerhin war von diesen Dingen damals noch viel die Rede; eine Menge Erzählungen gingen um, die auf unmittelbarer eigener Anschauung beruhten und deshalb einen Reiz und eine Anziehungskraft besaßen, die nichts zu ersetzen vermag. Mitunter fiel auch ein Wort, das nur ein Augenzeuge sprechen konnte. So sagte General G., der 1855 in Reval kommandierte, als ihm gemeldet wurde, daß das Theater in Flammen stehe, mit unnachahmlicher Würde: „Ich habe Moskau brennen sehen, — laßt mich in Ruh!"

Im ganzen aber war, wie gesagt, so etwas selten. Zwar hatten viele Estländer 1812—1815 gegen Napoleon gefochten, ihre Namen sind im Ritterhaus mit goldenen Lettern zum ewigen Gedenken angebracht; unmittelbar aber hatte das Land vom Kriege nichts verspürt und keinen feindlichen Soldaten gesehen. Deshalb konnten die Eindrücke, die er zurückgelassen, nicht

so nachhaltig sein wie in Kurland und im südlichen Livland, namentlich aber in Riga, dessen Vorstädte bei der Belagerung durch die Verbündeten Napoleons niedergebrannt worden waren.

Zum Schluß geziemt es sich wohl noch, ein Wort über den Mann zu sagen, der zu jener Zeit auf das innere Leben der Stadt und weit über ihre Grenzen hinaus den weitaus größten Einfluß geübt hat. Ich habe ihn schon genannt; es war der Oberpastor zu St. Olai, August Huhn, der als Fremder, — er war ein geborener Kurländer — nach Reval gekommen war, dort aber Jahrzehnte hindurch von Tausenden als geistlicher Vater verehrt worden ist. Persönlich haben wir wenig Berührung mit ihm gehabt. Bei seiner Kränklichkeit und Körperschwäche verließ er das Haus fast nie, wenn ihn nicht seelsorgerische Pflichten dazu zwangen, empfing auch nicht gern Besuche bloß gesellschaftlicher Natur. Zartfühlende Naturen, wie meine Mutter, vermieden deshalb, zu ihm zu gehen, weil sie fürchteten, aufdringlich zu erscheinen, und begnügten sich mit dem Wort, das er allsonntäglich, obwohl fast ununterbrochen von schweren Leiden gequält, von der Kanzel zu einer Gemeinde sprach, die die gewaltige Kirche bis auf den letzten Platz füllte. Wer ihn zum erstenmal sah, glaubte einen asketischen Mönch zu erblicken; fleischlos und hager, konnte dies Gesicht an einen Totenkopf mahnen, die tiefe Stimme hatte einen Klang wie ihn Savonarolas gehabt haben mag; dennoch trug der glühende Eifer um das Evangelium, der ihn verzehrte, nichts Fanatisches an sich; unduldsame Härte hat nie jemand von ihm erfahren, auch schlaffe Nachsicht aber kannte er nicht. Bei ihm waren Liebe und Strenge wunderbar gemischt, hatten sich zu einer Wirkung vereinigt, für die man im Leben unserer Kirche nur wenige Beispiele findet.

Reval war ein weltabgelegener Ort; der Ruf seines Predigers konnte deshalb nicht allzuweit dringen. Danach aber hat er niemals gefragt; und der Allmächtige weiß seine Wirksamkeit mit einem anderen Maßstabe zu messen. Dem heiligen Ernst seines Auftretens und seiner unpersönlichen Art hatte er es zu danken, daß seine Amtsbrüder ihm neidlos als dem Größeren folgten und sich bemühten in seinen Spuren zu wandeln — ein jeder nach dem Maß der ihm verliehenen Kräfte, mit einem guten Willen und einer Ehrlichkeit des Strebens, die ihre in einem Geist gethane Arbeit gesegnet hat. Der frivole Ton und die Leichtfertigkeit, die die Anhäufung großer Truppenmassen während des Krimkrieges begünstigte, hat manches verdorben; ein guter Kern aber ist geblieben; die Huhnsche Überlieferung lebt in seinen Nachfolgern auch heute noch fort.

Äußerlich genommen, wiesen die Revaler Kirchen im großen und ganzen nicht viel Bemerkenswertes auf. Eine Sehenswürdigkeit allerersten Ranges, ja etwas in seiner Art Einziges barg die St. Nikolaikirche in einer Seitenkapelle aber doch, ohne daß die Außenwelt etwas davon geahnt hätte. Wenn man diese Seitenkapelle, die jedermann zugänglich war, betrat, sah man in einer Art offnem Sarkophag eine kleine Gestalt in der Kleidung der Wende des 17. Jahrhunderts liegen. Es war dies die mumienhaft eingetrocknete Leiche des „Duc de Croy", der die Russen bei Narva befehligt hatte und dort in schwedische Kriegsgefangenschaft gefallen war. Nach Reval gebracht, geriet er in Schulden, die er nicht zu bezahlen vermochte. Seine Gläubiger hielten ihn unerbittlich fest und legten sogar auf seine Leiche Beschlag, die deshalb in der genannten Kapelle aufgebahrt wurde und dort seltsamerweise ohne Einbalsamierung zur Mumie vertrocknete. So hat sie, wenn ich nicht irre, bis in die 80 Jahre des vorigen

Jahrhunderts gelegen, ohne daß das standesherrliche Haus der Fürsten von Croy Miene gemacht hätte, ihren Angehörigen auszulösen. Erst um die genannte Zeit ist dies endlich geschehen und der Körper des unglücklichen Feldherrn in der heimatlichen Erde bestattet worden.

IV.

Die Dorpater Hochschule hatte im Jahre 1852, drei Jahre vor meiner Immatrikulation, das Fest des fünfzigjährigen Bestehens gefeiert. Eine Neugründung war sie, geschichtlich betrachtet, nicht; denn Gustav Adolf hatte sie im Jahre 1632 vom Feldlager in Nürnberg aus ins Leben gerufen — übrigens keineswegs in deutsch-freundlicher Absicht, wie manche seiner kritiklosen Verehrer glauben, sondern um seine deutschen Unterthanen in Liv- und Estland sobald als möglich zu Schweden zu machen. Ob der Plan geglückt wäre, wenn diese antinationalisierenden Bestrebungen sich hätten ausleben können, vermag nachträglich niemand zu berechnen; es war ihnen aber nur eine kurze Bethätigung vergönnt. In den Wirren des nordischen Krieges ging die neue Hochschule, nachdem sie eine Zeitlang in Pernau ein kümmerliches Dasein gefristet, vollständig zu Grunde; während eines Jahrhunderts war jede Spur von ihr verwischt. Im Jahre 1802 erweckte Alexander I. sie aus ihrem Schlaf. Seitdem ist sie das geworden, was die baltischen Deutschen in ihr sahen — der Herd und Mittelpunkt ihrer Eigenart und Bildung und, zugleich die Trägerin und Vermittlerin deutscher Wissenschaft im Osten, der ihr in dieser Richtung unendlich viel verdankt. Wie wenig Rußland sich dessen bewußt ist, hat es im Beginn der Russifizierungsära von 1885 gezeigt, indem es dafür

sorgte, daß aus der ersten Hochschule des weiten Reiches binnen wenigen Jahren die letzte geworden ist. Schon zu Anfang der 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts war Dorpat den Russen verhaßt. Selbst Kaiser Nikolaus I., so sehr er im übrigen die Loyalität der Balten schätzte, glaubte in Dorpat eine Art Nest revolutionärer Denkweise zu sehen — allerdings nicht in Dorpat allein, sondern in allen höheren Bildungsstätten überhaupt. Die Jubelfeier mußte sich deshalb in ziemlich engen Grenzen halten und die eiserne Zucht, die nach dem Willen des Zaren in Dorpat herrschte, wurde keinen Augenblick gelockert.

Als ich Student wurde, fand ich folgende Verhältnisse vor. Die Verfassung der Universität war im ganzen und großen nach deutschem Vorbild gemodelt, d. h. das sogenannte „Conseil" oder die Körperschaft der ordentlichen Professoren hatte das Recht der Berufung, konnte den Bestand der akademischen Lehrer aus allen Hochschulen deutscher Zunge ergänzen und auch die üblichen Würden verleihen. Die Wahl des Rektors jedoch hatte sich die Regierung vorbehalten und die Beschlüsse des „Conseils" wurden vom Kurator auf das strengste überwacht. Beide waren kaiserliche Beamte; ihre Aufgabe bestand vor allem darin, Professoren wie Studenten auf das Schärfste im Zaum zu halten und jeden Versuch freierer Bewegung im Keim zu ersticken. Den Studenten gegenüber wurde diese Zucht vor allem dadurch geübt, daß Uniformzwang bestand und die Polizeistunde unnachsichtlich beobachtet wurde; was so weit ging, daß kein Student nach elf Uhr abends das Recht hatte, Besuch zu sehen. Jeder Verstoß gegen diese Bestimmungen wurde mit dem Karzer, unter Umständen selbst mit der Relegation bestraft. Für jeden offnen Uniformsknopf hatte man, wie mir selbst geschehen ist, 2—3 Tage zu „brummen".

Im günstigsten Fall wurde man zum Rektor „citiert", um sich bei ihm einen scharfen „Rüffel" zu holen.

Kurz, im Grunde war alles verboten, erlaubt eigentlich nichts. Allerdings waren aber auch in Dorpat die Verhältnisse stärker als die Menschen; es mußte über vieles ein Auge zugedrückt werden, was mit dem Wortlaut des Gesetzes in Widerspruch stand. Alles, was an Verbindungswesen im deutschen Sinn erinnerte, war den Studenten bedingungslos untersagt und mit den härtesten Strafen bedroht. Gleichwohl war den Behörden nicht nur bekannt, daß in Dorpat etwa ein halbes Dutzend studentische Korporationen und Landsmannschaften mit einem „allgemeinen Comment" bestanden, sondern diese Behörden nahmen auch keinen Anstand mit den Vertretern der Verbindungen in vertrauliche Beziehungen zu treten und über Fragen, die die Studentenwelt berührten, zu beraten. Die Studentenschaft mußte aber jederzeit darauf gefaßt sein, daß die akademische Behörde, wenn es von oben befohlen wurde, rücksichtslos einschritt und die ihr bekannte Geheimorganisation mit einem Griffe zerstörte, wobei das Lebensglück zahlloser Einzelner geopfert worden wäre; denn der Buchstabe des Gesetzes war, wie gesagt, unerbittlich streng, und Schonung, wenn der Stein erst ins Rollen geraten war, nicht zu erwarten. Vertrauen konnte unter diesen Umständen unmöglich bestehen. Das Entsittlichende eines solchen Standes der Dinge trat aber vor allem darin auf das grellste hervor, daß es mit der Wahrheit vor dem Rektor nicht genau genommen zu werden brauchte.

Diese Anschauungsweise müßte Anstoß erregen und die Dorpater Studentenschaft jener Tage im übelsten Licht erscheinen lassen, wenn nicht im stärksten Widerspruch dazu der „allgemeine Comment" in allen sonstigen Beziehungen des Lebens die strengste Ehrenhaftigkeit

zum Grundsatz erhoben und selbst die leiseste Abweichung davon mit den schärfsten Strafen belegt hätte, die der studentischen Organisation überhaupt zu Gebot standen. Insbesondere zogen Lüge und Bruch des Ehrenworts, sowie erwiesene Unzuverlässigkeit in Geldsachen den sogenannten „perpetuellen Verruf" nach sich, was einer „Achterklärung" gleichkam und den Betroffenen vogelfrei machte. Bei alledem läßt sich die den Behörden gegenüber beobachtete Haltung selbverständlich nicht rechtfertigen, sondern nur aus der krassen Notlage erklären, in der sich die Studentenschaft der erbarmungslosen Härte des Gesetzes gegenüber befand. Maßgebend war dabei namentlich die Erwägung, daß es andernfalls unmöglich gewesen wäre, den einzelnen Kommilitonen bei den zahllosen Konflikten, in die der Student mit der Behörde fast täglich geriet — vor den schwersten Strafen zu schützen; denn es war in der Natur der Sache begründet, daß das Vorgefallene in den meisten Fällen nur durch die Aussage anderer Studenten festgestellt werden konnte. Um allen hierdurch veranlaßten Gewissensbedenken grundsätzlich ein Ende zu machen, war man auf den oben erwähnten, allerdings sehr jesuitischen Ausweg verfallen. Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und der Verpflichtung, einer für alle zu stehen, hatte sich bei den Studenten unter dem Druck der Verhältnisse aber so stark entwickelt, daß niemand an diesem Jesuitismus Anstoß nahm. Auch ich habe es damals nicht gethan; erst später ist mir, wie uns allen, klar geworden, daß wir nicht das Recht haben, das Sittengesetz nach unseren jeweiligen Anschauungen zu modeln.

Zum Teil wurden diese argen Mißstände in meinem ersten Semester von dem vor kurzem ins Amt getretenen Kurator B. beseitigt, indem es ihm gelang, unmittelbar nach der Thronbesteigung Alexanders II.

die obrigkeitliche Anerkennung des studentischen Verbindungswesens und der damit verbundenen Organisation beim Ministerium der Volksaufklärung durchzusetzen. Dadurch wurde wenigstens dem unwürdigen Komödienspiel ein Ende gemacht, wie es zwischen der akademischen Behörde und der Studentenschaft geübt wurde; die Vertreter der Verbindungen waren nun nicht mehr genötigt, bei ihrem Verkehr mit dem Rektor krumme Wege zu gehen. Die Genehmigung des „allgemeinen Comments" durch den Kurator sicherte ihnen eine amtlich feststehende Stellung und erhöhte in diesem Sinn ihren Einfluß. Ganz ohne Unwahrheit ging es freilich auch in diesem Fall nicht ab; denn der dem Kurator zur Bestätigung vorgelegte „allgemeine Comment" durfte natürlich keine Andeutung darüber enthalten, daß diplomatische Auskunftsmittel vor dem Rektor erlaubt seien. Auf diese Bestimmung zu verzichten, wagte man aber nicht; denn trotz der Anerkennung des Verbindungswesens wurde die Strenge des herrschenden Systems in keiner Weise gemildert. Auch der Uniformszwang blieb bestehen, sowie das Verbot, öffentlich, d. h. im städtischen Weichbild, die Farben zu tragen, das außerhalb desselben übrigens auch schon früher nicht beachtet worden war. In Reval z. B. zeigten sich die Verbindungsleute nie anders als in Farben und erweckten dadurch unter den älteren Schülern den heftigsten mit Bewunderung gemischten Neid; für diese war der „Farbendeckel" das höchste Ziel ihres jugendlichen Strebens, und ich weiß noch, mit welcher scheuen Ehrfurcht ich jeden Träger eines solchen anzustaunen pflegte.

Das Professorenkollegium war zu meiner Zeit fast ausschließlich aus Deutsch-Ausländern zusammengesetzt, unter denen sich auch einige wissenschaftliche Größen wie z. B. der Astronom Mädler

und der Theologe Heinrich Kurz befanden. Nur russische Sprache und Litteratur, wie ich glaube auch russisches Recht wurden von Inländern vorgetragen, die aber keine Russen waren oder doch wenigstens keine russischen Namen trugen. Jedenfalls war dafür gesorgt, daß das Russische, das auf den Schulen mühsam erlernt worden war, in Dorpat nicht aufgefrischt wurde. Die russischen Fächer waren zwar für alle ohne Ausnahme „obligatorisch" und wurden deshalb auch von allen belegt, dabei aber so wenig besucht, daß der Professor X. z. B. nur ausnahmsweise las. Ich selbst habe seine Vorlesungen nur einmal besucht und zwar auf die dringende Bitte hin, die er selbst an die Studenten gerichtet hatte, weil der Besuch des Ministers bevorstand, vor dem der arme Herr sich nicht gern blamiert hätte. Wir kamen dieser Bitte natürlich bereitwillig nach und strömten an dem entscheidenden Tage in hellen Haufen ins Kolleg, so daß die Bänke sämtlich gefüllt waren und die Excellenz von vornherein den günstigsten Eindruck von dem Fleiß der Studenten erhielt. Bei der Staatsprüfung, die das Studium nach vier bezw. fünf Jahren abschloß, hätte sich diese laue Behandlung der Reichssprache freilich leicht rächen können; denn die gesetzlichen Vorschriften waren ebenso scharf als bestimmt, und es brauchte nur ein neuer Professor zu kommen, der sie mit dem bekannten Eifer anwendete, so war es um hunderte von Kandidaten geschehen. Man rechnete aber mit dem üblichen Leichtsinn darauf, daß er nicht kommen würde, und es hat in der That lange gedauert, bis er wirklich kam.

So geschah es, daß die jungen Leute, wenn sie die Hochschule verließen, um ins Leben zu treten, keine Fortschritte im Russischen gemacht hatten. Dennoch darf ich hier wiederholen, daß meines Wissens niemals

Klagen über mangelhafte Kenntnis der Staatssprache bei den Balten laut geworden sind. Der in der Schule gelegte Grund war eben gut; deshalb konnte das in Dorpat Vergessene bald wieder nachgeholt werden.

Den deutschen Professoren ließ sich Nachlässigkeit in der Erfüllung ihrer Pflichten nicht vorwerfen; sie suchten ihrer Aufgabe im ganzen und großen mit demselben Eifer gerecht zu werden, der sie in Deutschland erfüllt. Das verdiente umsomehr Anerkennung, als bei der Entlegenheit Dorpats nicht die gegenseitige geistige Überwachung geübt werden konnte, wie sie im Mutterlande im guten und schlimmen Sinn besteht — umsoweniger, als viele Professoren Dorpat nicht etwa, wie das später üblich geworden ist, als bloßen Durchgangspunkt zur Erlangung einer Professur in Deutschland betrachteten, sondern ihre 25—30 Jahre dort aushielten, um sich dann mit vollem Ruhegehalt verschiedenen Orden, und meist auch mit einem klingenden Titel, wie: „Wirklicher Staatsrat", der in Rußland die „Excellenz" verleiht, in die Heimat zurückzuziehen und dort noch lange ein hochangesehenes Dasein zu führen. In St. Petersburg wußte man diese Anhänglichkeit der deutschen Gelehrten an die heimische Hochschule damals noch nach Gebühr zu schätzen und zeichnete sie bei jeder Gelegenheit aus, was die Herren in nicht ganz vereinzelten Fällen durch ein gutes Teil Rückgratlosigkeit vergalten, so daß ihre wissenschaftlichen Leistungen vielfach höher geachtet wurden, als ihre Gesinnung. Daß dieses Urteil nicht ungerecht war, hat sich bei der Russifizierung der Universität nur zu deutlich gezeigt. Gerade durch das Entgegenkommen nichtbaltischer Professoren ist das Werk nicht wenig erleichtert worden. Eine Anzahl von ihnen erklärte sich ohne weiteres grundsätzlich be-

reit, russisch zu lesen, und nur ihre Unkenntnis der Sprache hinderte sie daran, dies sogleich zu thun.

Dies jedoch nur beiläufig. In den fünfziger Jahren kam diese Gesinnung oder vielmehr Gesinnungslosigkeit noch nicht in Betracht, wenn es gleich auch damals nicht an Gelegenheit zur Bethätigung des Servilismus fehlte. Wie dem aber auch sein möge: der Eindruck ist mir geblieben, daß die Studenten von ihren Lehrern als Männern zum Teil keine besonders hohe Meinung hatten. Daß man sie im „Philisterium" d. h. im Hause, in der Familie aufsuchte, war, meiner Erinnerung nach, selten. Ich selbst bin bei keinem von ihnen gewesen; es wurde vielfach als ein Beweis von Strebertum angesehen, wenn ein Student sich in den Professorenhäusern häufig zeigte. Welcher Art der Verkehr der Herren unter sich war, kann ich deshalb nicht sagen. Da sie ja aus demselben Nest kamen, war er wahrscheinlich von dem auf deutschen Hochschulen üblichen nicht wesentlich verschieden.

Ihre wissenschaftlichen Leistungen werden unvergessen bleiben. Ihr Verdienst ist es jedenfalls, wenn nicht ausschließlich, so doch zum guten Teil, daß Dorpat mehr als 80 Jahre lang an der Spitze der Hochschulen Rußlands gestanden und neben denen Deutschlands, Österreichs und der Schweiz eine ehrenvolle Stellung behauptet hat. Ohne die deutsche Gelehrtenwelt wäre, wie man wohl sagen darf, die Wiedererrichtung Dorpats gar nicht möglich gewesen. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts hätten die heimischen baltischen Kräfte dazu nicht gereicht. In den 60er und 70er Jahren war das anders geworden; damals wurden die Ausländer von den Inländern an geistiger Bedeutung und praktischer Lehrtüchtigkeit vielfach überragt. Aber es war das letzte Aufflackern des Lichts vor dem Erlöschen.

Zur Zeit meines Eintritts in das studentische Leben zählte Dorpat etwa 600 Studenten, von denen die Hälfte den organisierten Verbindungen angehören mochte. Die Übrigen schieden sich in Polen und „Wilde", von denen die ersten sich dem „allgemeinen Comment" nicht fügten, ohne daß dies für sie die sonst unvermeidliche Folge, d. h. den „Verruf" nach sich gezogen hätte, während die „Wilden", die unter sich keinen Zusammenhang hatten, kurzweg unter die Verbindungen verteilt und genötigt wurden den „allgemeinen Comment" anzuerkennen, d. h. sich seinen Bestimmungen zu unterwerfen, widrigenfalls sie ohne Erbarmen „hineinfuhren", d. h. in den „Verruf" oder „geruckt" wurden, was dasselbe besagte. Daß es jemand darauf ankommen ließ, war sehr selten, weil das Leben in Dorpat sich sonst für ihn unerträglich gestaltet hätte. Mit den Polen wurde aus doppelten Gründen eine Ausnahme gemacht. Einmal, weil sie nur unter sich lebten und die Folgen des „Verrufs" deshalb kaum empfunden haben würden; sodann aber auch, weil man mit ihnen, wenn auch keineswegs persönlich, so doch der harten Behandlung wegen, die sie von oben erfuhren, bis zu einem gewissen Grade sympathisierte. Sie wurden deshalb in jeder Hinsicht als „Philister" behandelt, d. h. als Leute von akademischer Bildung, die als solche auf Genugthuung mit den Waffen Anspruch hatten. Diese wurde ihnen aber nicht mit dem Schläger, sondern mit der Pistole gewährt, woraus sich die verhältnismäßig große Zahl der Mensuren dieser Art in Dorpat erklärte. Denn man muß ihnen nachsagen, daß sie in Ehrensachen keinen Spaß verstanden und sich vortrefflich schlugen. Von der Mehrzahl der „Wilden" konnte eher das Gegenteil gelten; weshalb sie, obwohl in ihren Rechten durch den „allgemeinen Comment" geschützt, im ganzen nur wenig

Ansehen genossen und meist ein „veilchenhaftes" Stillleben führten. Kam es zwischen zweien von ihnen zur „Paukerei", wie die Mensur in Dorpat hieß, so waren sie verpflichtet, sich an die Korporation zu wenden, der sie zugeteilt worden waren, und diese mußte dafür sorgen, daß sie „Waffen" erhielten und der „Skandal" ordnungsmäßig ausgemacht wurde. „Skandal" wurde nämlich jede „Kontrahage" genannt; und „reißen" war der technische Ausdruck dafür.

Die Zahl der organisierten Verbindungen betrug, als ich Student wurde, sechs. Die vier älteren — Livonia, Kuronia, Estonia und Fraternitas Rigensis — führten ihren Ursprung bis auf den Anfang der 20er Jahre zurück — die Kuronia behauptete sogar bereits im Jahre 1808 gegründet worden zu sein; doch wurde das vielfach als eine schöne Legende betrachtet. Ob mit Recht oder mit Unrecht, kann ich nicht sagen; da die Frage noch heute nicht ganz geklärt ist. Die beiden anderen, „Baltika" und „Rutenia", waren bedeutend jünger. — Landsmannschaft im engeren Sinn war nur die Kuronia, indem nur geborene Kurländer aufgenommen wurden. Die übrigen Korporationen standen jedermann offen; man brauchte nicht einmal Deutscher zu sein; doch war dies natürlich die Regel, von der nur abgewichen wurde, wenn der Betreffende deutsche Bildung besaß und sich zu deutscher Gesinnung bekannte. Überall bildeten die engeren Landsleute den Stamm — nur bei der Rutenia nicht, die sich als ein höchst sonderbares Gemisch von Russen und Juden zeigte. Die im Jahre 1850 gegründete Baltika war der Hauptsache nach aus kurischen Edelleuten zusammengesetzt, zu denen sich einzelne Est- und Livländer gesellten. Diese Leute erkannten den „allgemeinen Comment" zwar an und fügten sich der Form nach seinen Bestimmungen ganz korrekt. Der

Grund ihrer Sonderstellung war aber nichtsdestoweniger „junkerhafte“ Abneigung gegen das Gleichheitsideal, das das Studentenleben in Dorpat in einem Maße durchdrang, wie es mir im Leben sonst nicht wieder vorgekommen ist. Es war schlechterdings absolut; selbst dem Fuchs aus vornehmster Familie wäre es nicht eingefallen, sich den Anordnungen eines alten Burschen zu widersetzen, der vielleicht der Sohn seines väterlichen „Hauskerls“ war. Der Ausdruck dieses Standes der Dinge war die Bestimmung des „allgemeinen Comment“, die allen Studenten gebot, sich untereinander zu duzen, auch wenn sie sich nie im Leben gesehen. Jeder Student hieß kurzweg „Bursche“; Titelbezeichnungen kamen nicht vor. Wer sich Student genannt hätte, würde sich lächerlich gemacht haben. Ebenso war im Verkehr der Studenten unter sich der amtlich gebrauchte Ausdruck „Studierender“ verpönt.

Die sechs Korporationen bildeten den Chargiertenkonvent, als gemeinsames Werkzeug zur Handhabung des „allgemeinen Comment“. Jede von ihnen war durch ihre drei „Chargierten“ vertreten und in jedem Semester wechselte der Vorsitz. Neben dem Chargiertenkonvent bestanden das allgemeine Ehrengericht, sowie das Untersuchungsgericht. Ersteres hatte in jedem Fall, wo es zwischen Angehörigen verschiedener Verbindungen zur Forderung gekommen war, berufungslos darüber zu entscheiden, ob der „Skandal“ mit der Waffe auszutragen sei, oder ob eine vorgeschriebene „Erklärung“ genüge. In den meisten Fällen wurde dem Beleidigten die Wahl zwischen den „Waffen“ und der „Erklärung“ gelassen, die der Beleidiger sodann ohne Widerspruch abgeben mußte und die meistenteils in „Zurücknahme der unbegründeten Beleidigung“ bestand. Diese Bestimmung war zum Schutze der sogenannten „Gewissensfreien“ getroffen,

denen ihre Überzeugung nicht erlaubte, sich zu schlagen, ohne daß ihr Ansehen in der Studentenwelt dadurch beeinträchtigt worden wäre.

Dem Ehrengericht waren nur die immatrikulierten Studenten unterworfen — mit der schon erwähnten Ausnahme der Polen. Forderungen zwischen diesen und den Studenten oder solche, die Studenten und „Philister" betrafen, gehörten nicht in sein Bereich, wie er es überhaupt nur mit den sogenannten „Schlägermensuren" zu schaffen hatte, und auch mit diesen nur innerhalb des „Dörptschen Kreises". Studenten, die dessen Grenzen überschritten, waren nicht verpflichtet, ihre Streithändel dem Ehrengericht zu unterbreiten.

Alles in allem darf das Ehrengericht der Dorpater Studentenschaft, wie es noch heute besteht, als die denkbar glücklichste Lösung des Duellproblems gelten, an dem sich die ganze civilisierte Welt den Kopf zerbricht, ohne damit bis jetzt fertig werden zu können. Der Zweikampf konnte vermieden werden, ohne daß die Ehre dabei Schaden zu leiden brauchte. Ich erinnere mich nicht, jemals ein mißachtendes Wort über die „Gewissensfreien" gehört zu haben; selbst nicht von ausgesprochenen Raufbolden, für die es persönlich nur die Genugthuung mit den Waffen gab. Eine Ausnahme machten vielleicht die Mitglieder der Baltika, deren „spezieller Comment" die Wahl der „Erklärung" vor dem Ehrengericht bedingungslos untersagte. Dies war indessen eine innere Angelegenheit der Korporation, die deren Beziehungen zum „allgemeinen Comment" in keiner Weise berührte; eine Art „reservatio mentalis", die im Verkehr mit der Außenwelt keine Rolle spielte und deshalb auch nichts Verletzendes hatte.

Nachahmen läßt sich das Dorpater Beispiel allerdings nicht so leicht, wie das auf den ersten Blick vielleicht scheint. Dorpat als Mittelpunkt des deutschen Studentenlebens in Rußland, konnte seiner Sonderstellung wegen manche Einrichtung treffen, die anderswo keine Wurzel fassen würde — schon deshalb nicht, weil die Studenten auf den deutschen Hochschulen fortwährend wechseln, während sie in Dorpat regelmäßig bis zum Ende der Studienzeit blieben und bleiben mußten. Daß der auf die Entschließungen des einzelnen geübte Druck dazu angethan war, die Herstellung gemeinschaftlicher Einrichtungen zu begünstigen, liegt ebenso klar auf der Hand, als es einleuchtend ist, daß derartiges sich in Deutschland, wo es 20 verschiedene Hochschulen giebt, nicht einzubürgern vermöchte. Welche Bedeutung in der That hätte hier der „Verruf" gewinnen können, wo man sich nur auf die Eisenbahn zu setzen brauchte, um seinen Wirkungen zu entgehen?

Das alles gehörte vornehmlich ins Gebiet des Untersuchungsgerichts, das, wie schon gesagt, berufungslos erkannte, und dessen Urteile vom Chargiertenkonvent mit unerbittlicher Strenge durchgeführt wurden. Zu der Zeit, von der hier die Rede ist, und auch später noch, konnte das geschehen, weil die Zahl der „Wilden" nicht groß genug war, als daß sie sich über die Anordnungen des Chargiertenkonvents hätten hinwegsetzen können. Voraussetzung war nur, daß sie die Bestimmungen des „allgemeinen Comments" kannten. Aus diesem Grunde war der jüngste Chargierte jeder Korporation verpflichtet, die dieser zugeteilten „Wilden" einmal im Semester zu versammeln und ihnen den „allgemeinen Comment" vorzulesen. Ob sie das Vorgelesene behielten, war ihre Sache. Auch in Dorpat galt der Grundsatz, daß Unkenntnis des Gesetzes nicht schützt. Dank dieser Organisation ist es der Dorpater

Studentenschaft gelungen, weit über ein halbes Jahrhundert lang in den Beziehungen der Studenten unter sich wie mit der Außenwelt einen im ganzen und großen anständigen Ton aufrecht zu erhalten. Ich sage: im „großen und ganzen" — denn natürlich kam manches vor, was mit den bürgerlichen Begriffen von Schicklichkeit nicht in Übereinstimmung stand. Da den Studenten aber andererseits von der „Philisterwelt" Dinge bereitwilligst nachgesehen wurden, die man anderen Leuten nicht gestattet haben würde, so ließ sich ein relativ befriedigender Ausgleich erzielen.

Neben dem für alle verbindlichen „allgemeinen Comment" hatte jede Korporation ihren „speziellen", der aber nur für die Korpsburschen verpflichtend war, die ihn allein kannten. Sie traten unter dem Vorsitz des ältesten Chargierten zum „Korporationskonvent" zusammen, auf dem die inneren Angelegenheiten der Verbindung verhandelt, die Chargierten, Ehrenrichter 2c. gewählt und zu den Fragen des Chargiertenkonvents Stellung genommen wurde. Dabei hatte sich ein weitläuftiger Schriftenverkehr entwickelt, wobei meist Anträge, die auf Abänderung des „allgemeinen Comments" hinzielen, erörtert wurden. Der „allgemeine Konvent", an dem auch die Nichtfarbenträger Anteil nahmen, trat nur dann zusammen, wenn Geldbewilligungen notwendig waren. Die Korporationsabgaben wurden auf die einzelnen „prozentualiter" nach Maßgabe ihres sogenannten „Wechsels" verteilt, und konnten unter Umständen, das heißt, wenn der Kassierer oder Oldermann schlecht gewirtschaftet hatten, recht drückend werden und die Korporation in nicht geringe Verlegenheit bringen.

Der „Oldermann" war das, was im deutschen Corpsleben der Fuchsmajor bedeutet. Er wurde aus der Zahl der „Brandfüchse" oder „jungen Häuser"

gewählt und war außer der Erziehung der krassen Füchse, die seine Hauptsorge war, mit der „Ausrichtung“ aller Korporationsfestlichkeiten betraut, wie er auch die Aufsicht über die „Waffen“ zu führen hatte und verpflichtet war, alle für die „Paukereien“ nötigen Anordnungen zu treffen. Dabei mußten ihm die Füchse jederzeit Handreichung thun und standen bedingungslos unter seinem Befehl. Von der größeren oder geringeren Findigkeit und Geschicklichkeit des „Oldermanns“ hing das Wohl und Weh der Korporation, äußerlich betrachtet, in hohem Maße ab, und es wurde als eine wichtige Sache angesehen, unter den vorhandenen Anwärtern den geeigneten zu finden. Namentlich fiel, wie schon angedeutet, seine finanzielle und wirtschaftliche Befähigung schwer ins Gewicht; denn ihm war der sogenannte „Korporationspump“, d. h. der ihm von der Verbindung eröffnete Kredit bei den verschiedenen Geschäften anvertraut; wenn er unachtsam oder verschwenderisch war, bekam die Korporation dafür gehörig zu „bluten“.

Die Füchse waren zunächst dem „Oldermann“, dann aber auch den älteren „Burschen“ überhaupt zum Gehorsam verpflichtet — freilich nicht im engeren, persönlichen Sinn, sondern nur, insoweit es das studentische Leben betraf. So mußten sie z. B. wenn bei öffentlichen oder auch privaten Kneipereien, die man in Dorpat „Schmorungen“ nannte, das „Gesöff“ ausgegangen war, bereit sein, zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht, sich aufzumachen, um welches zu holen, was oft ein schwieriges Unternehmen war; denn bares Geld bekamen sie dabei nie in die Hand, sondern mußten den Kaufmann oder wer es sonst war, meist kurzweg „umfallen“ lassen, d. h. zur Einräumung eines Zwangkredits bewegen. Dies fand häufig unter Umständen statt, die nach gewöhnlichen

Begriffen an Einbruch erinnern konnten. Doch fiel es keinem Dorpater Geschäftsmann ein, der Sache eine derartige Bedeutung zu geben. Den „Füchsen" wurden in solchen Fällen selbst Gewaltthätigkeiten nachgesehen; denn mit gutem Fug hielt man sie meist für betrunken. Überdies aber hatten die Geschäftsleute nicht immer ein reines Gewissen; denn sie wußten genau, daß sie den Studenten nur zu häufig ungesunde Stoffe verkauften, d. h. alkoholartige Getränke, die bei uns unter dem Namen „Wanzenrum" gingen und die Hauptschuld daran trugen, daß viele Studenten den Keim zu schweren Erkrankungen von der Hochschule mitnahmen. Daran verstanden wir in unserem Leichsinn aber nicht zu denken, während die Geschäftsleute ihrerseits in dem Umstande eine Entschuldigung erblickten, daß sie sehr oft Jahre, ja selbst Jahrzehnte auf ihr Geld warten mußten. In der That schleppten sich die Universitätsschulden, die bei dem einen aus Mangel an Mitteln, bei dem anderen aus Leichtsinn stammten, nur zu oft als ein Fluch durch das ganze spätere Leben — begreiflicher Weise vor allem gerade in den Fällen, wo keine subjektive Verantwortlichkeit vorlag, die betreffenden sich vielmehr genötigt gesehen hatten, fremde Hilfe anzugehen, um ihre Studien vollenden zu können. Derartiges kam sehr häufig vor, weil in den drei Provinzen, namentlich in Kurland und Estland nur geringe Wohlhabenheit herrschte. Da aber jeder fleißige Mensch Aussicht hatte, zu Amt und Brot zu gelangen, so fiel es den bedürftigen Studenten meist nicht schwer die nötigen Mittel von bessergestellten Freunden und Bekannten zu erhalten.

Zu den Verpflichtungen der Füchse gehörte es ferner, den Fechtboden zu besuchen, und sich mit Hilfe guter „Paukanten" in den Waffen zu üben, d. h. den Schläger auf die besondere Art führen zu lernen, die in Dorpat

üblich war und sich von der der deutschen Hochschulen erheblich unterschied. Es wurde nämlich nicht mit „fester Mensur" geschlagen, sondern man „voltierte" im Kreise herum. Zurückgehen oder „zeppen" war streng untersagt; im übrigen aber keine bestimmte „Auslage" vorgeschrieben; man durfte die Waffe halten und handhaben wie man wollte. Dabei kamen die wunderlichsten Stellungen vor; und die Sache gewann bei den raschen Bewegungen der „Paukanten" oft einen aufregenden Charakter. Auch das „Paukzeug", die sogenannte „Takelage" war anders als in Deutschland. Der Kopf war durch einen ledernen Helm geschützt, so daß Gesichtshiebe so gut wie gar nicht vorkamen; ebenso der Hals und der Unterarm, der einen schweren ledernen Handschuh trug, unter dem sich seidene Binden befanden. Oberarm und Brust waren völlig frei. Den Unterleib und die Beine bedeckten eine starke „Paukbinde" und ledergepolsterte Hosen. Als Waffen dienten teils schwere Pallaschklingen, sogenannte „Plempen", teils leichte Klingen, wie sie in Deutschland gebraucht werden. Jeder „Paukant" durfte nach Belieben wählen; ausgemacht wurden regelmäßig sieben Gänge. Damit war die „Paukerei" unter allen Umständen zu Ende — gleichviel ob dabei etwas „herausgekommen" war oder nicht. Der letztere Fall war nicht selten, weil im ganzen auf die Ausbildung im Fechten keine besondere Aufmerksamkeit verwandt wurde, so daß sich in den meisten Fällen mittelmäßige Kräfte gegenüber standen. Viele verließen sich auch auf das sogenannte „Kacheln" oder „Draschaken", d. h. auf blindwütiges Drauflosgehen, ohne jede Spur von Haltung oder Schule. Unter Umständen waren diese sogenannten „Kachelanten" übrigens sehr gefürchtet, da sie bei großer Körperkraft nicht selten unerwartete Erfolge erzielten.

Die Schlägermensur war, obwohl sie für weniger gefährlich galt als das Pistolenduell, vom Gesetz mit den strengsten Strafen bedroht, d. h. mit der Einstellung in den Heeresdienst als Gemeiner, was einem gebildeten Deutschen unter den damaligen Verhältnissen härter als die Todesstrafe erschien. Abschrecken ließen sich studentische Kühnheit und studentischer Leichtsinn dadurch natürlich nicht. Allerdings aber mußte bei den „Paukereien" große Vorsicht beobachtet werden. Die Begegnungen mit der Waffe fanden, wenn verschiedene Verbindungen dabei beteiligt waren, fast immer außerhalb des dörptschen Weichbildes statt — meist in einem entlegenen Kruge, wo alles schon darauf eingerichtet war, d. h. es stand überall ein geräumiger Saal zur Verfügung, und auch sonst war für das Notwendigste gesorgt. Auf die Verschwiegenheit des Wirts und seiner Leute durfte man rechnen, weil er an jeder „Paukerei" gehörig verdiente. Dasselbe galt von den Pferdeverleihern und auch diese „petzten" deshalb nicht, d. h. sie hüteten sich, der Universitätsbehörde Anzeige zu erstatten, die darauf übrigens auch nicht sehr erpicht war, da es ihr sonst ein Leichtes gewesen wäre, die Beteiligten trotz aller Vorsicht zu „klappen". Möglich blieb dies aber immerhin, und deshalb waren alle derartigen Unternehmungen für uns „Füchse" mit dem Zauber geheimnisvoller Gefahr umwoben.

Manchmal fuhr der „Oldermann" mit ihnen schon am Vorabend der „Paukerei" hinaus nach der bezeichneten Stätte. Die Waffen wurden in kleinen Einspännern verpackt, die getrennt, wenn es dunkel wurde, davonhuschten. Der übliche „Wanzenrum" war natürlich in reichlicher Menge mit; Speck mit Eiern und Bier fand man im Kruge. Nachdem man in sehr urwüchsiger Weise gespeist, lagerte man sich, wenn das

Wetter milde war, bei lodernder Flamme im Walde und vertrieb sich die Zeit beim Glase Grog mit Gesang, bis die „Paukanten" samt „Unparteiischen", Sekundanten und „Flickern" erschienen, was häufig beim ersten Morgengrauen geschah. Zu Sekundanten wurden meist ältere Korpsburschen gewählt, die im Ruf standen, gute Fechter zu sein; zu „Flickern" ältere Mediziner im achten oder neunten Semester, von denen angenommen wurde, daß sie von der Chirurgie etwas verstünden, was aber ein gröblicher Irrtum war. In Wirklichkeit konnten sie nicht mehr als einen gewöhnlichen „Schmiß" leidlich zunähen und verbinden. Bei schwierigeren Fällen, die glücklicherweise nicht allzu häufig vorkamen, mußte ihre Kunst regelmäßig versagen. So mancher, der bei geschickter Behandlung zu retten gewesen wäre, ist daran zu Grunde gegangen.

Die sogenannte „antiseptische Methode", die auf Reinlichkeit das Hauptgewicht legt, war damals noch unbekannt. Es wurde oft höchst unsauber verfahren und fettige „Charpie" unter anderem verwandt, so daß fast immer Wundfieber eintrat, und viel Schmerz ertragen werden mußte. Obwohl sich aber niemand über die Unvollkommenheit der studentischen Behandlung täuschte, entschloß man sich doch nur im äußersten Notfall dazu, die Hilfe erfahrener Ärzte oder gar Professoren in Anspruch zu nehmen, weil diese, wenn ihnen reiner Wein eingeschenkt wurde, verpflichtet waren Anzeige zu erstatten. Blieb aber wegen dringender Lebensgefahr nichts anderes übrig, als sich an diese Instanzen zu wenden, dann war es in der Klinik Brauch keinerlei Fragen zu thun, sondern den Kranken stillschweigend zu übernehmen. Da im alten Dorpat hierüber Einverständnis herrschte, so kam es fast niemals vor, daß die an einem Zweikampf Beteiligten zur strafrechtlichen Verantwortung gezogen wurden.

Das „Damoklesschwert" hing aber trotzdem über jedem, der es für notwendig hielt zum Schläger oder zur Pistole zu greifen. Beides ereignete sich zu meiner Zeit und auch später sehr häufig, obwohl die sogenannten „Philister" nicht unter dem „allgemeinen Komment" standen, und es in Dorpat „Bestimmungsmensuren" nicht gab, die ja auch mit der Einrichtung des Ehrengerichts nicht hätten in Übereinstimmungen gebracht werden können. Vor dem Ehrengericht konnte nur über Beleidigungen persönlicher Art abgeurteilt werden. Bei der außerordentlichen Empfindlichkeit der Dorpater „Burschen" im Ehrenpunkt ereigneten sich diese aber sehr oft. Ein Blick, eine Bewegung reichten aus, um die Forderung unvermeidlich zu machen, die meist auf das Schlagwort „dumm" oder „albern" hin erfolgte. Der früher übliche „dumme Junge" war zu meiner Zeit untersagt, ohne daß dies jedoch zur Verminderung der Forderungen beigetragen hätte. Gerade damals waren sie vielmehr in aufsteigender Linie begriffen, was sich großenteils aus der kriegerischen Haltung der „Baltica" erklärte. Die kurischen Junker, die die Seele dieser Verbindung bildeten, waren den übrigen Studenten, ihres Hochmuts wegen, verhaßt und besaßen überdies meist ein Temperament, dem es nur wohl war, wenn sich die Klingen kreuzten. Während der sechs Jahre des Bestehens dieser Korporation trugen die „Paukbücher" der übrigen deshalb weit mehr Vermerke als sonst. Die „Balten" waren, wie schon erwähnt, durch ihren „speziellen Komment" verpflichtet, vor dem Ehrengericht niemals die Erklärung zu wählen, sondern sich stets für den Austrag mit der Waffe zu entscheiden, während andere Korporelle die „Erklärung" mitunter auch dann vorzogen, wenn sie nicht Gegner des Zweikampfs, also „gewissenfrei" waren. Namentlich kam dies, wenn sich zwei Korpsbrüder gegenüber-

standen, häufig vor — seltener bei Zusammenstößen mit Fremden — aber immerhin oft genug, um die Sache nicht als etwas Außerordentliches erscheinen zu lassen. Den Theologen insbesondere wurde es garnicht verdacht, wenn sie sich mit einem friedlichen Ausgang begnügten. Zu meiner Zeit kam aber auch das Gegenteil häufig vor. Ich erinnere mich eines Theologen, der zu den bekanntesten Raufbolden gehörte und sich auch sonst durch die Wildheit seines Auftretens hervorthat, nachher aber ein sehr tüchtiger Diener der Kirche geworden ist; er war nicht der einzige seiner Art.

Bei „Paukereien" zwischen Landsleuten, d. h. Mitgliedern derselben Korporation, wurden weniger Vorbereitungen getroffen, und gewöhnlich irgend ein abgelegenes städtisches Studentenquartier gewählt. In solchen Fällen war die Sache meist sehr rasch abgemacht; ernstliche Verwundungen kamen nicht häufig vor.

Die Pistole wurde nur bei Zusammenstößen mit Philistern und mit den Polen gebraucht. In den Gehölzen der Umgebung von Dorpat knallte es fast täglich. Da die Studenten aber schlechte Schützen waren, ja viele die Pistole erst auf der Mensur in die Hand bekamen, so wurde trotz oft recht scharfer Bedingungen fast regelmäßig fehlgeschossen. Zu meiner Zeit hat sich, soviel ich weiß, kein einziger Todesfall ereignet, ja nicht einmal eine schwere Verwundung. —

Wenn unmäßiges Kneipen und damit verbundene Zeitvergeudung überall zu den Schattenseiten des deutschen Studentenlebens gehören, so paßt das nicht am wenigsten auf die Zustände in Dorpat, wie ich sie erlebt. Erschwerend fällt dabei ins Gewicht, daß in dem alten Dorpat vergleichsweise nur wenig Bier getrunken wurde, destomehr dagegen Kognak und Rum von der Beschaffenheit, die ich schon erwähnte. Zum Bier, das übrigens auch nicht viel taugte, fand man sich

eigentlich nur vormittags im sog. „Knochen", der Frühstückskneipe, zusammen, wo auch viel Schnaps getrunken, hie und da selbst „Saufwetten" ausgemacht wurden. Der Rest des Tages, namentlich aber der Abend, gehörte dem „scharfen Gesöff", und es wurde darin viel mehr geleistet als gut gewesen wäre. In dieser Hinsicht war Dorpat ein gefährlicher Boden. Wer bummeln wollte, konnte es nach Herzenslust thun. Keinem älteren Burschen fiel es z. B. ein, die „Füchse" zum Kollegienbesuch zu ermahnen. Ein oder das andere Mal mußten sie allerdings den Hörsaal besucht haben, wenn sie sich nicht eine hier nicht wiederzugebende Bezeichnung zuziehen wollten. Dabei hatte es aber auch sein Bewenden, ja man sah es im Grunde sogar gern, wenn die Füchse gehörig zu „wüsten" verstanden. Dies wurde als Zeichen von Temperament und Mannhaftigkeit betrachtet, und wenn einer sich nebenbei nichts gefallen ließ, sondern mit dem „Reißen" rasch bei der Hand war, durfte er oft schon im I. Semester auf den „Farbendeckel" rechnen. Von großer Wichtigkeit war es deshalb für den Fuchs, daß er soviel als möglich „Schmorungen" mitmachte, sich fleißig auf dem Fechtboden zeigte, immer bereit war, Ausfahrten zu unternehmen und dergleichen mehr. Darin bestand seine Erziehung. Gern wurde es gesehen, wenn er singen konnte.

Zu den Ämtern der Korporation gehörte auch das des „magister cantandi", der die Aufgabe hatte, den Kunstgesang zu pflegen, was hier und da auch glückte. Zu meiner Zeit bestanden in Dorpat eine Anzahl vortrefflicher studentischer Quartette, die sich im Frühling auf den sogenannten „Dom-Anlagen", die die Stadt überragten, zu gemeinsamen Aufführungen zusammenthaten. Was auf der Kneipe gesungen wurde, war freilich großenteils von ganz anderem Kaliber.

Ich möchte es nicht wiederholen, so grob zynisch war es mitunter. Zur Erklärung läßt sich allenfalls sagen, daß das Anziehende dabei nicht das Zynische war, sondern die witzige Form. Allerdings wurde aber auch an dem Zynischen kein Anstoß genommen; und das wiederum mag sich daraus erklären, daß ein großer Teil der Studenten aus Kreisen stammte, die auf tiefere Bildung keinen Anspruch machen konnten. Der Kern des Übels aber lag in der religiösen Gleichgültigkeit, die unter den Studenten meiner Zeit so verbreitet war, daß sich eigentlich nur die wenigen Theologen und auch diese mitunter nur äußerlich — zu positiven Anschauungen bekannten. Gerade die begabteren unter meinen Zeitgenossen waren dem damals aufkommenden Materialismus leidenschaftlich ergeben, und die Form, in der sich das äußerte, grenzte bisweilen an Lästerung.

Daß damit bei vielen eine ausgeprägte demokratische Denkweise Hand in Hand ging, brauche ich kaum zu sagen. Ich selbst gehörte zu den am weitesten Vorgeschrittenen und erging mich oft in den wildesten Deklamationen gegen alles, was Herkommen und Autorität hieß, mochte es sich nennen, wie es wollte. Die Anderen sprachen seltener mit, aber ihr wohlgefälliges Lächeln ist mir nicht aus dem Gedächtnis geschwunden. Seltsamer Weise wußte ich mit diesem Standpunkte einen heimlichen, aber darum nicht minder ausgesprochenen Stolz darauf zu verbinden, daß ich zu einer der ersten Familien des Landes gehörte. Die furchtbaren Stürme, die seit Mitte des 16. Jahrhunderts bis zur Unterwerfung Liv- und Estlands unter Rußland über uns hingegangen waren, hatten von dem ehemaligen Übergewicht zwar nichts übrig gelassen; aber die Vorstellung war geblieben; und das erfüllte mein Herz, das ich für durch und durch demokratisch hielt,

oft mit heimlicher Wonne, während ich wie der erste beste Sozialdemokrat für die Gleichheit aller schwärmte.

Immerhin steckte in derartigen Anschauungen bei uns jungen Leuten eine Art idealer Zug, der mit mancher Roheit des studentischen Lebens versöhnte und auch der zynischen Gleichgültigkeit gegen alles Äußerliche, wie sie im Gegensatz zur späteren Zeit damals zum guten Ton gehörte, einen gewissen Abglanz verlieh. Diese Gleichgültigkeit konnte allerdings unter Umständen bis ins Unglaubliche gehen. Wenn ich an die „Buden" denke, in denen so viele von uns hausten, und mich des Zustandes erinnere, in dem sich meine eigne Kleidung großenteils befand; wenn ich mir ins Gedächtnis zurückrufe, was wir aßen und tranken und was uns zur Leibesnahrung und Notdurft genügte, — faßt mich manchmal ein mit Heiterkeit gemischtes Grauen. In was für Löchern habe ich selber gewohnt, obwohl wir, d. h. mein Bruder und ich, einen sogenannten „großen Wechsel" besaßen und uns sogar einen eignen Diener mitgebracht hatten, der freilich sehr bald zum allgemeinen Korporationsdiener wurde, bei Kommersen und Paukereien thätig war und dabei gelegentlich auch kleine Geldgeschäfte betrieb, bei denen er sich übrigens nichts Schlimmes dachte. Einmal hatte ich ein Zimmer, dessen Außenwand von einer Gartenmauer gebildet wurde, hinter der das Frühjahrswasser oft fußhoch stand, so daß alles, was drinnen war, vor Feuchtigkeit modern und schimmeln mußte. Das aber focht unsereins nicht an. Ohnehin waren wir fast niemals zu Hause oder doch kaum je, ehe der Morgen graute, dann wurde allerdings oft bis in den späten Nachmittag hinein geschlafen; die letzte Sorge war das Kolleg!

Daß es alle so machten, wäre zu viel gesagt. Bei den Meisten beschränkte sich dieses Treiben auf die ersten zwei oder drei Semester. Dann erwachte all-

mählich das Gewissen; man fing an, fleißiger zu werden und viele besuchten sogar ganz regelmäßig das Kolleg — allerdings nicht immer ohne gelegentlich Unterbrechungen eintreten zu lassen, die zum wüstesten „Durchschmoren" ausgenutzt wurden. Drei oder vier alte Bekannte thaten sich zusammen und begaben sich in irgend eine auswärtige Kneipe. Dort wurde 2—3 Tage ununterbrochen gesessen, bis sich alles in dem Zustande zeitweiliger Erschlaffung befand und kaum zu sprechen vermochte. Eines unerfreulicheren Anblicks wüßte ich mich nicht zu entsinnen; er stellte eine der dunkelsten Seiten des Dorpater Lebens dar; wirklich sind viele von denen, die sich daran mit Vorliebe beteiligten, verkommen. Andere haben sich emporgerafft und sind tüchtige Glieder der baltischen Gesellschaft geworden.

Das eigentliche Kommerswesen, die sogenannten offiziellen Kneipereien, die an bestimmten Tagen im Konventsquartier stattfanden, gehören nicht in dieses traurige Kapitel, obwohl auch sie zu Ausschreitungen im Trinken Anlaß boten.

Die feierlichen Kommerse, die zweimal im Jahre stattfanden, wurden meist in auswärtigen Krügen abgehalten, weil dort das Tragen der in Dorpat selbst verbotenen Farben erlaubt war. Da bis 200 Personen daran teilnahmen, so waren die Kosten der „Ausrichtung", obwohl es zu meiner Zeit sehr einfach herging, recht beträchtlich. Für alles Erforderliche hatte der „Oldermann" mit seinen Füchsen zu sorgen und wurde dafür herkömmlich mit dem Rufe „gemein angerichtet!" belohnt. Der Hauptsache nach bestanden die Genüsse in einer unendlichen Menge belegter Butterbrode, Rum, Cognac und Bier und sogenanntem „gemischten Gesöff", unter dem man sich eine Art Bowle vorzustellen hat. Nur zum „Landesvater" wurde Rheinwein gegeben, oder was in Dorpat unter diesem Namen ging. Nach

dem ersten Imbiß, zu dem auch ein gutes Teil Schnaps gehörte, ließ sich die Gesellschaft an langen Tafeln nieder, an denen die eignen sowie die eingeladenen fremden Chargierten präsidierten. Nachdem man dort eine Zeitlang gezecht und gesungen, kam eine Unterbrechung, die dazu benutzt wurde, die „Füchse" unter allen möglichen Zeremonien einzuweihen. Dabei wurden allerhand Possen getrieben, die heute zum Teil veraltet sein mögen. Das erste war der „Fuchsritt", wobei die Füchse unter Führung des „Oldermanns" auf abgespannten Droschkenpferden langsam im Kreise herumreiten mußten. Dabei erklangen ernst und feierlich folgende Worte:

„Was kommt da von der Höh',
Was kommt da von der Höh',
Was kommt da von der ledern Höh',
Si, sa, ledern Höh',
Was kommt da von der Höh'! u. s. w.

Die zweite schwierigere Probe, der die Füchse unterworfen wurden, war das Prellen. Eine schwere Decke mit Handgriffen wurde auf dem Boden ausgebreitet — selbstverständlich im Freien; der „Fuchs" mußte sich darauf legen, 24 Paar Hände faßten in die Griffe, dreimal wurde langsam im Takt angezogen, und dann flog der „Fuchs" wie ein Ball 10—15 Fuß in die Höhe — dabei mußte er vorschriftsmäßig „Vivat, floreat, crescat" rufen, was aber nur selten gelang. Meistens gurgelte er einige unverständliche Töne und kam kopfüber auf die Decke heruntergesaust. Dies wurde mit jedem Einzelnen dreimal wiederholt, so daß der ganze Spaß unter Umständen ziemlich lange dauerte. Etwas Unangenehmeres konnte man sich gar nicht denken. Nur Leute mit organischen Leiden durften sich aber der Prüfung entziehen.

Gefährliche Verletzungen kamen beim Prellen übrigens fast niemals vor; um so leichter konnte sich dies bei dem Brauche des Durchs-Feuer-Springens ereignen, der zu meiner Zeit ebenfalls noch bestand. Dabei hatte sich in der That so mancher betrunkene Fuchs tüchtig verbrannt; es wurde daraus aber nicht viel Wesens gemacht. Wie hätte sich das auch mit der Sitte des „Fuchsbrennens" vertragen, dem sich jeder krasse Fuchs unterziehen mußte, wenn er zum „Brander" vorrücken wollte? Ob diese Einrichtung bei allen Korporationen bestand, weiß ich übrigens nicht; daß sie aber bei den Eſtländern üblich war, habe ich an meinem eignen Leibe erfahren. Bei dem „Fuchsbrennen", das stets in Reval stattfand, ging es folgendermaßen zu. Sämtliche anwesende Korpsburschen stellten sich, mit brennenden Strohbüschen bewaffnet, in zwei Reihen auf; der Fuchs mußte hindurch, und alles schlug nach Leibeskräften auf ihn los. Daß es dabei versengte Haare gab, versteht sich von selbst.

Zu den bei den Füchsen angewandten Erziehungsmitteln gehörte auch das sogenannte „Verruftrinken" (eigentlich hieß es anders, aber der Ausdruck ist zu derb, um ihn wiederzugeben). Es bestand darin, daß entweder der Oldermann oder ein anderer älterer Bursche den Fuchs, wenn er irgend etwas versehen hatte, nötigte, sein Glas unter folgendem Chorgesang zu leeren, und zwar, indem er sich stramm an die Wand stellte:

„Der Fuchs, der hat Verruf gemacht,
Trarirum, larum leia!
Drum wird er billig ausgelacht,
Trarirum lei!
Zieh', Füchslein, zieh',
Im Dreck bis an die Knie —
Morgen mußt du Haber dreschen —
Heute kannst du Häckſel fressen —
Zieh Füchslein zieh!"

Bei Kommersen und sonstigen Gelegenheiten normaler Art wurde diese Zeremonie mit dem üblichen „scharfen Gesöff" ausgemacht. Ein besonderer Brauch bei den Estländern war es aber, daß wenn Komitate im sogenannten „Thränenkruge", etwa 10 Werst von Dorpat, ausgerichtet wurden, die Füchse an der Wand stehend, den „Verruf" mit sogenannter „Neunmannskraft" trinken mußten. Dieses höllische Gebräu, ein Gemisch von Spiritus mit Pfeffer und dergleichen, hatte seinen Namen, wie es hieß, davon, daß wer es trinken wollte, von „neun Männern" gehalten werden mußte. In der That ging es dabei in gewissem Sinn auf Leben und Tod. Wer sich verschluckte, wäre nicht wieder zu sich gekommen. Auch so aber konnte man es erleben, daß die Leute, wenn sie das gräßliche Zeug herunter hatten, wie die Handschuhe hinfielen und liegen blieben. Das wurde aber als unabweisliches Verhängnis angesehen. Die „Leichen" wurden in die „Totenkammer" gebracht, und dort ließ man sie, bis sie wieder erwachten. Einen solchen Raum mußte es bei größeren Veranstaltungen immer geben, und er war fast regelmäßig besetzt. Zum guten Teil hing das übrigens mehr mit der schon erwähnten Beschaffenheit der Getränke als mit der Menge des Genossenen zusammen. Die Thatsache selbst, daß man in Dorpat mehr Betrunkene sah als auf den Hochschulen Deutschlands, steht freilich fest. Wenn unsere Kommersgebräuche im allgemeinen von den deutschen ziemlich stark abwichen, so kann man das von dem „Landesvater" nicht sagen, der vielmehr in den gleichen Formen begangen wurde, und wenn die Anwesenden nüchtern waren, den Charakter großer Feierlichkeit trug. Leider waren sie dies jedoch nicht immer, denn eine unpraktische Sitte wollte, daß der „Landesvater" erst gegen Schluß des Kommerses, meist nach dem

sogenannten „Spaziergang", gefeiert wurde. Dann aber befanden sich viele bereits in einem Zustand, der alles andere, nur nicht würdevoll war, und das bot zu häßlichen Störungen Anlaß.

Das in Deutschland verbreitete Zutrinken mit seinen verschiedenartigen Formen kannten wir dagegen nur wenig. Überhaupt herrschte bei uns nicht die strenge und steife Form, die aus der Kneiperei eine Art „Staatsaktion" macht, weil jeder vor allem darauf zu achten hat, daß er nicht gegen irgend eine „Bierregel" verstoße. So war es auch mit dem Gesang. In der Regel zwar wurden die Lieder vom „magister cantandi" angestimmt; auch jedem älteren Studenten war dies jedoch erlaubt, und dann fiel alles unweigerlich ein. Die Auswahl war dabei ziemlich groß. Man konnte wählen, was man wollte. Nur das „Gaudeamus" gehörte bei den Kommersen zum eisernen Bestand, an dem nicht gerüttelt werden durfte.

Ich sagte schon, daß der „allgemeine Komment" in Geldsachen keinen Spaß verstand, und daß innerhalb der einzelnen Korporationen in diesem Punkt übereinstimmend strenge Anschauungen herrschten. Da die Mehrzahl der Studenten aber unbemittelt war, so wurden doch recht häufig Geldgeschäfte gemacht, die zwar an sich nicht unzulässig sein mochten, ihrer Natur nach aber leicht auf gefährliche Wege führen konnten. Es wurde viel mit sogenannten „Kautionen" gearbeitet, die meist von wohlhabenden Philistern ausgestellt wurden, oder auch notgedrungen Wuchergeschäfte erduldet, wozu in Dorpat nur allzu viel Gelegenheit war. Von den sogenannten „kleinen Leuten", Kutschern, Dienern, Hausknechten, Kellnern 2c. gab sich jeder dritte Mann damit ab, den Studenten gegen hohe Prozente Geld vorzustrecken, die übrigens nicht immer fest verabredet

wurden, weshalb die Darleiher in derartigen Geschäften auch nichts Unanständiges erblickten. Weit schärfer ging es bei den ebenfalls sehr zahlreichen Berufswucherern zu, in deren Rachen alles, was an Gold und Silber erinnerte, schleunigst verschwand. Wer etwas derartiges besaß, mußte es dem bedürftigen Kameraden zur Verfügung stellen; sonst hätte er für hoffnungslos schäbig gegolten.

Ich selbst habe mit Wucherern nichts zu thun gehabt und meine Sachen niemals „versetzt". Ebensowenig aber bin ich vom ersten Tage meines Dorpater Aufenthalts bis zum letzten im Besitz meiner Uhr oder anderer Wertsachen gewesen, die ich von Hause mitgebracht hatte. Dies alles wurde mir sogleich von bedürftigen Händen abgenommen und als Pfandgegenstand benutzt. Löste es der eine aus, so wartete schon ein anderer darauf; so ging es einem jeden, der etwas „Versetzbares" besaß.

Diese Art Wuchergeschäfte zu treiben war übrigens noch die solideste und harmloseste; es gab aber andere, ungleich bedenklichere, bei denen das Ehrenwort eine Rolle spielte, und die deshalb unter Umständen üble Verwicklungen nach sich zogen; wie z. B. Anklagen vor dem Untersuchungsgericht des Chargiertenkonvents; im weiteren Verlauf Berufserklärung und damit verbunden Ausstoßung aus der Korporation und Verlust der Farben.

Verschiedene meiner Zeitgenossen, darunter begabte, liebenswürdige Leute, haben ihr leichtsinniges Leben auf diese Weise gebüßt und sind im weiten Reich verschollen — man hat nie wieder etwas von ihnen gehört. Viel häufiger als unter den Verbindungsleuten kam derartiges aber unter den „Wilden" vor; namentlich unter den *nicht* baltischen Elementen, aus Petersburg, Moskau und dem Innern des Reichs, die

in der „Diaspora“ lebend, des landsmannschaftlichen Zusammenhanges entbehrten und auch in Dorpat meist keinen Anschluß zu finden vermochten, an dem sie Halt und Stütze finden konnten.

V.

Der geschworene Feind des „Burschen“ in Dorpat in noch ungleich höherem Grade als der Rektor war der Pedell, als ausführendes Organ der akademischen Behörde, dem die Aufgabe zufiel, auf die Aufrechterhaltung der gesetzlichen Formen zu achten, und der deshalb mit den Bedürfnissen und Neigungen der Studentenschaft in Widerstreit kommen mußte.

Zu meiner Zeit gab es vier solcher „Schergen“; einen Oberpedell, der die Aufsicht über die Übrigen führte, und drei Unterpedelle, die die „Ordnung“ im Einzelnen aufrecht zu erhalten hatten und zu diesem Zweck teils in der am Markt gelegenen „Pudelbude“ saßen, teils die Stadt spähend durchstreiften, in den Wirtschaften „Feierabend“ boten oder auch zu den Studentenquartieren hinaufkletterten, um sich zu überzeugen, ob dort nichts „Ungesetzliches“ getrieben werde. Wurde ein Student auf einem Verstoß gegen die Vorschriften ertappt, gleichviel ob auf der Straße oder sonstwo — so hieß es: „Sie sind zum Herrn Rektor zitiert!“ Hatte es 11 Uhr geschlagen, so ertönte in jeder Kneipe aus dem Munde des „Pudels“ unweigerlich das eintönige Wort: „Im Namen des Gesetzes — bitte auseinander zu gehen!“

Ein Schreckenswort aber ward dies Wort vollends, wenn es vor den verschlossenen Thüren studentischer Wohnungen zu mitternächtlicher Stunde plötzlich hieß: Im Namen des Gesetzes — aufgemacht! Alle Zusammenkünfte, wenn mehr als drei dabei beteiligt

waren, sahen sich um diese Zeit mit schweren Strafen bedroht, fanden aber trotzdem sehr häufig statt. Oft wurde dabei der „Wanzenrum" mit kaltem Wasser getrunken, das man aus der Waschkanne nahm. Wurde man nun von den „Pudeln", die in solchen Fällen fast immer zu zweien kamen, unvermutet überrascht, so wurde die Thür nicht gleich geöffnet, sondern das Licht ausgelöscht und der Versuch gemacht, an den Eintretenden unerkannt vorbeizuschlüpfen und zu entkommen. Manchmal gelang dies, und die Pudel fanden, wenn sie Licht gemacht hatten, nur den Wohnungsinhaber vor, dem sie in diesem Fall nicht viel anhaben konnten. Meist aber, namentlich wenn die Gesellschaft zahlreich war, wurden doch einige erwischt, die dann lange im Karzer zu büßen hatten. Ein Vorgang dieser Art, an dem ich selbst beteiligt war, verdient hier erwähnt zu werden, da er die Beziehungen zwischen „Burschen" und „Pudeln" scharf beleuchtet.

Wohl ein Dutzend „Bursche" waren eines Abends oder vielmehr in der Nacht zu einer der verbotenen „Schmorungen" versammelt — als die unheilvolle Formel plötzlich ertönte. Die „Pudel" waren so leise herangeschlichen, daß ihnen das Stimmengewirr die Anwesenheit zahlreicher Studenten verraten haben mußte. Da sie aber nicht wissen konnten, wer da war, so beschloß man drinnen in flüsterndem Ton die übliche Taktik anzuwenden, d. h. das Licht auszublasen und es dann darauf ankommen zu lassen, was sich im Dunkeln machen ließ. Die Lichter wurden also ausgelöscht; alles verhielt sich still. Man hörte die „Pudel" draußen untereinander wispern; sie warteten eine Weile; dann hieß es von neuem, diesmal in drohendem Ton: „Im Namen des Gesetzes, Herr so und so, machen Sie auf!" Wieder blieb alles still. Als sich der Ruf aber zum dritten Mal wiederholte, wurde die Thür geöffnet und

die „Pudel“ traten ein. Es war stockfinster, man vernahm keinen Laut. „Den „Pudeln“ war offenbar sehr unbehaglich zu Mut; denn in ähnlichen Fällen waren sie mitunter schon kopfüber die Treppe hinuntergeflogen. Endlich sagte der Rangälteste zu seinem Untergebenen: „Machen Sie Licht!“ Kaum war das Zündhölzchen angezogen, als es von einem der dicht dabei stehenden Studenten ausgelöscht wurde. Dies wiederholte sich mehrere Mal, bis die „Pudel“ nervös zu werden begannen und offenbar nicht mehr recht wußten, was zu thun. Der „psychologische Moment“ war gekommen. Plötzlich stürmten mehrere von uns, unter ihnen auch ich, noch ehe die „Pudel“ sich besinnen konnten, an diesen vorüber die Treppe hinab und mit gewaltigen Sätzen hinaus auf die Straße. Dort wurden wir von blendendem Vollmondlicht empfangen, — eine sehr üble Lage, da wir ohne Mützen waren und jeder eine volle Flasche in der Hand hielt. Nun hieß es die Beine unter die Arme nehmen. Wir trennten uns; jeder stürmte im rasenden Lauf aufs Geratewohl nach Hause.

Ich selbst, und, wie ich glaube, noch einige andere gelangten wohlbehalten, d. h. von den „Pudeln“ unerkannt, an. Diese Glücklichen wurden auch später nicht weiter behelligt; mehrere entkamen ihrem Geschick dagegen nicht; einer verstauchte sich bei dem Sprung über einen Gartenzaun das Bein und mußte sich wochenlang auf Krücken bewegen, andere aber wanderten auf längere Zeit in's Karzer und wurden zum teil sogar, weil sie schon viel „auf dem Kerbholz“ hatten, mit zeitweiliger Relegation bestraft. Nächst dem „Consilium abeundi“ war dies das gefürchtetste, weil es gewöhnlich mit dem Verbot, andere Hochschulen zu beziehen, verbunden war. Von diesen kam damals freilich nur etwa Petersburg in Frage, wo hier und da ein Balte studierte, während die deutschen Petersburger fast sämt-

lich Dorpat aufsuchten, um dort ihre wissenschaftliche Ausbildung zu vollenden, weil dies im ganzen Reich als die beste Empfehlung galt; so daß jeder „Dorpatenser", wenn er „nach Rußland" ging, sicher war binnen kurzem eine gut bezahlte Stelle zu erhalten. Dennoch zogen die meisten zu jener Zeit das Leben in der Heimat vor, wo sie zwar nur ein mäßiges Auskommen fanden, dabei aber das unendliche Behagen genossen, welches das altbaltische Dasein umgab. Hier hatte niemand Eile, hier drängte keiner den andern. Man wurde nicht auf die Füße getreten, noch von gierigen Mitbewerbern beneidet, weil das erstrebte Ziel nichts Außerordentliches bot, sondern nur sein „bescheiden Teil Speise und Trank". Wer darum bat, war bei einigem Fleiß sicher, es zu erhalten: Reichtum und Armut im heutigen Sinn gab es kaum.

Ich sagte oben, daß die Pedelle, wenn sie Nachts in Studentenwohnungen drangen, für die Sicherheit ihrer Haut nicht wenig besorgt zu sein pflegten. Ich selbst habe keine thätlichen Zusammenstöße erlebt, wohl aber ist mir erzählt worden, daß noch kurz vor meiner Zeit in dieser Richtung schwere Ausschreitungen vorgekommen seien — Roheiten, die nur durch einen Zustand trunkener Erbitterung erklärt, wenn auch keineswegs entschuldigt werden konnten. Schön wurde das von niemand gefunden, wohl aber hieß es: „Im Kriege gelten alle Mittel," und mit den Pedellen gab es eben nur Krieg; sie hetzten uns vom Morgen bis zum Abend und ließen uns nirgends Ruhe; da schallte es aus dem Walde heraus, wie hineingerufen wurde.

Rohes oder doch rücksichtsloses Auftreten kam übrigens auch anderweitig vor; und ich selbst muß mich schuldig bekennen. Anständige Familien zwar waren sicher u d wurden durch den „allgemeinen Komment" sogar ausdrücklich geschützt, der namentlich jede Be-

leidigung von Damen unerbittlich bestrafte. Häuser dagegen, deren Ruf nicht makellos war, wurden ohne jede Schonung behandelt. Da kam es vor, daß betrunkene Studenten sich ungeladen in Gesellschaften drängten und ungeniert Platz nahmen, um zu kneipen oder gelegentlich mitzutanzen, wie es gerade kam. Ich habe mitgemacht, als eine keineswegs nüchterne Rotte den Beschluß erfaßte, ein „Maskenfest" durch ihre Gegenwart zu beglücken. Mit einem Domino, den wir uns irgendwo geholt, begaben wir uns nach dem Schauplatz des zur ebenen Erde gefeierten Festes. Als wir uns überzeugt hatten, daß ein Fenster offenstand, zog einer von uns den Domino an und stieg hinein. Dann entledigte er sich des nichts weniger als eleganten Umwurfs und reichte ihn zum Fenster hinaus, woraufhin ein anderer ihn anlegte und ebenfalls hineinkletterte; und so ging es weiter, bis wir alle an Ort und Stelle versammelt waren. Dann nahmen wir an einem Tisch unaufgefordert Platz und verlangten gebieterisch nach Getränk, das man uns auch mit merkwürdiger Bereitwilligkeit reichte — jedenfalls in der Hoffnung, uns von dem Betreten des anstoßenden Tanzsaales abzuhalten, in dem sich eine lustige Gesellschaft „drehte". Die Rechnung war jedoch ohne den Wirt gemacht. Wir tranken den uns gereichten Champagner ohne Danksagung aus; dann gingen wir in den Saal, um uns die Tänzerinnen anzusehen — vielleicht auch um selbst zu tanzen; doch weiß ich das nicht mehr. Der Eindruck, den unser Erscheinen hervorrief, muß erbaulich gewesen sein; denn wir traten in alten schmutzigen Uniformen und in „Schmierstiefeln" auf, und waren außerdem so laut und lärmend, wie es Bezechte zu sein pflegen. Wir kümmerten uns jedoch nicht darum, was man von uns dachte, sondern hatten nur ein Auge darauf, daß

„man" nicht unhöflich war. Das aber nahm sich niemand heraus. Wir wurden wie die „rohen Eier" behandelt und so allmählich dazu gebracht, das widerwillig gastliche Haus zu verlassen; soviel ich weiß, geschah es auch diesmal durchs Fenster, und alles atmete hinter uns auf.

Auch auf den Straßen wurde häufig mutwilliger Unfug getrieben. An sich unterschied er sich von dem auch anderwärts von Studenten geübten wohl nicht viel; nur die Gefahr war für die, die sich „abfassen" ließen, größer. Gerade das aber stachelte uns zu Unternehmungen an, die wir sonst kaum erdacht haben würden. Eine Streifpartie dieser Art war dadurch bemerkenswert, daß das Ärgste in Gegenwart zweier Gendarmen geschah, die uns schon lange im Verdacht hatten, irgend einen schlimmen Streich im Schilde zu führen und uns deshalb auf Schritt und Tritt folgten. So standen wir endlich, fünf Studenten und zwei Gendarmen, vor dem Hause eines Kupferschmieds bei einander, dessen mächtiges Schild wir schon längst mit lüsternen Augen beobachtet hatten. Das Schild war hoch oben über einem galgenförmigen Thor angebracht und schwer zu erreichen. Dazu war es taghell; der Vollmond stand am Himmel. Nun „stach uns der Haber" aber erst recht; wir beschlossen die That, koste es was es wolle, zu vollbringen. Zwei von uns, die leidlich russisch sprachen, fingen an, sich mit den Gendarmen zu unterhalten und verwickelten sie schließlich in ein so eifriges Gespräch, daß sie von dem, was um sie her vorging, nichts mehr bemerkten. Mit unglaublicher Dreistigkeit kletterten inzwischen zwei andere an dem Thor in die Höhe, während ein dritter die Gendarmen fest im Auge behielt, um sogleich ein Zeichen geben zu können — falls sie etwa aufsahen. Sie plauderten jedoch ganz harmlos weiter und wurden aus

ihrer Ruhe erst aufgeschreckt, als das mächtige Blechschild mit Donnergepolter herunterstürzte. Schon hatten sich aber die beiden Missethäter längst an den Pfosten herabgelassen; alle fünf nahmen nach verschiedenen Richtungen Reißaus und waren, noch ehe die Gendarmen sich von ihrem Schreck erholt hatten, „über alle Berge." Schwerfällig rannten die verdutzten Gendarmen hinter uns her; wir waren aber ungleich flinker als sie, und entwischten. Als ihre Tritte verhallt waren, trafen wir nach und nach am Thatort wieder zusammen, überzeugten uns, daß im Hause selbst niemand von dem Lärm erwacht war, hoben das Schild auf, trugen es in einen benachbarten Garten und warfen es in einen Brunnen, wo es vielleicht noch heute liegt. Daß wir einem armen Handwerker einen empfindlichen Verlust zugefügt hatten — daran verstanden wir nicht zu denken — die Erbitterung, die in sogenannten „Knotenkreisen" gegen uns herrschte, weil man uns als die Urheber derartiger Streiche kannte, kümmerte uns auch nicht, weil wir bei jeder Gelegenheit die Erfahrung machten, daß die kleinen Leute von den Studenten, die sie immerhin in Nahrung setzten, unendlich viel vertrugen. Wir verachteten diese Denkweise unsäglich und lebten überhaupt des Glaubens, daß der „Bursch" die Krone der Schöpfung, ja des Weltalls sei, obwohl wir andererseits wußten, daß diese „Herrlichkeit" nur zu bald ein Ende nehmen müsse. Dieses Bewußtsein unnahbarer Überlegenheit hinderte uns aber nicht mit den verachteten „Knoten" gelegentlich Sträuße auszufechten, wobei es an „blutigen Köpfen" nicht fehlte. Der studentischen Ehre that das keinen Abbruch, während die bloße Drohung mit Thätlichkeit gegen einen „Burschen" den Verruf nach sich zog. Die „Knoten" ließen sich von den „Burschen" sehr viel gefallen; waren sie aber ein-

mal in großer Überzahl, so legten sie ihrem Haß keine Zügel an. Wenn in solchen Fällen der Ruf: „Bursche heraus!“ — ertönte, war es für jeden, der gesunde Glieder hatte, Ehrensache, Folge zu leisten, und die sich daraus entspinnenden Kämpfe endeten fast immer mit einer schweren Niederlage der „Knoten“, weil die Studenten, wenn nicht die Stärkeren, so doch die Gewandteren und Entschlosseneren waren.

Einen typischen Fall dieser Art, der mich selbst betraf, sich übrigens aber nicht in Dorpat, sondern in Reval abspielte, will ich hier erzählen. Während der Weihnachtsferien, wo ich mich mit meinem Bruder zuhause aufhielt, wurde im Handwerkerklub ein Maskenfest veranstaltet, an dem viele Studenten, unter ihnen auch wir, teilnahmen. Dieser sogenannte „Kuhschwof“ hatte bis 8 Uhr morgens gedauert und war auch dann noch nicht ganz beendet. Die meisten Studenten aber hatten sich bereits entfernt — wir waren ihnen gefolgt und lagen zuhause in unseren Betten. Plötzlich flog ein Schneeball ans Fenster. Wir standen auf und sahen einen bekannten Gymnasiasten, der uns von der Straße zurief, daß die auf dem Ball zurückgebliebenen wenigen Studenten in Gefahr seien, von den übermächtigen „Knoten“ mißhandelt zu werden. Wir kleideten uns sofort wieder an und gingen, da wir sonst nichts zur Hand hatten, im Frack nach dem Handwerkerklub, um dort Hilfe zu leisten. Der erste Eindruck war übrigens ein friedlicherer, als wir gedacht; der Kampf hatte noch nicht begonnen; ein Student klagte mir aber, daß man ihm seine Farbenmütze entrissen habe und sie nicht herausgeben wolle. Fest entschlossen, hier ein Ende zu machen, suchten wir beide mit noch drei anderen Studenten die in einem Nebensaal etwa 25 Mann stark versammelten „Knoten“ auf. Ohne Umstände trat ich auf einen von ihnen zu und

schnauzte ihn an: „Was haben Sie da wieder für Dummheiten gemacht!“ — Da er sich in der Übermacht wußte, holte er gegen mich aus, wurde aber von meinem hinter mir stehenden Bruder sofort zu Boden geschlagen. Das war das Zeichen zur allgemeinen Rauferei, die sich bald in den Hauptsaal zog, während die noch anwesenden „Damen“ kreischend auf Tische und Stühle sprangen, um sich aus dem wilden Getümmel zu retten. Wir waren 5 gegen 25, setzten uns aber mit solcher Erbitterung zur Wehr, daß es geraume Zeit dauerte, bis die meisten von uns zum Saal hinausgedrängt werden konnten. Mit mir gelang dies überhaupt nicht; obgleich ich keineswegs der stärkste war, stemmte ich mich mit dem Fuß gegen die Thürschwelle und ließ zahllose Faustschläge auf mich niedersausen, wich aber nicht, sondern rief immerfort, daß ich meine Farbenmütze wiederhaben müsse, die mir in der Hitze des Kampfes vom Kopf gefallen war. Handwerker und Kaufgesellen schlugen vergebens auf mich los; ich hielt stand, bis die Hinausgedrängten, die inzwischen Hilfe bekommen hatten, wieder in den Saal hereinstürmten und sich nun mit solchem Ingrimm auf die Gegner warfen, daß die Prügelei schließlich zu unseren Gunsten verlief. Mit blutenden Nasen und zerfetzten Röcken schlichen die „Knoten“ lautlos hinaus, während wir, obwohl windelweich geprügelt und nichts weniger als hoffähig aussehend, das Feld behaupteten und uns in gehobener Stimmung nach Hause begaben. Ein paar Tage lang konnte ich mich kaum rühren — dermaßen schmerzten mir die Glieder von all den vielen Püffen. Das Gefühl, daß wir uns gegen eine große Übermacht siegreich gehalten, wurde dadurch aber nicht gemindert; die ganze Stadt war voll von unseren Thaten, und gerade in den Handwerkerkreisen wurden wir besonders laut gepriesen, was

aber freilich nicht hinderte, daß der Vorstand des Klubs zusammentrat und alle an der Rauferei beteiligten wegen „ungebührlichen Benehmens" auf 99 Jahre ausschloß. Uns Studenten ließ das natürlich kalt; für die schuldigen Handwerker aber war es eine höchst empfindliche Strafe. Übrigens erging bald darauf „Gnade für Recht". Bei der Einweihung des neu gebauten Klubhauses wurde eine allgemeine „Amnestie" erlassen, soweit wenigstens, als die Handwerker beteiligt waren; denn meinem Bruder ist es viele Jahre später begegnet, daß ihm, als er das Klubhaus zufällig betrat, bedeutet wurde, er habe dasselbe wegen seiner Teilnahme an jener Studentenprügelei zu verlassen.

Am schroffsten und rücksichtslosesten trat der studentische Übermut hervor, wenn man sich entschloß, eine „Ausfahrt" nach einer der kleinen Landstädte zu unternehmen, die Dorpat in einer Umgebung von 50—60 Werst umgaben. Wie bei solchen Gelegenheiten alles von oberst nach unterst gekehrt und auf den Kopf gestellt wurde, — das kann ich aus eigener Erfahrung bezeugen. Unserer sieben hatten wir im Winter 1856, bald nach dem hier beschriebenen Vorgang, von Dorpat aus eine Fahrt nach dem kleinen Städtchen W. unternommen; wie immer in solchen Fällen ohne Ziel und Plan, wohl aber in der Absicht, gehörig zu kneipen. Zu diesem Zweck war als einziges „Reisegepäck" ein Korb mit 25 Flaschen Cognac mitgenommen worden, während wir sonst nicht einmal, wie ich glaube, Kämme und Bürsten mit uns führten. Ob wir Geld hatten, weiß ich auch nicht mehr; wahrscheinlich nicht — denn darauf kam es unter solchen Umständen am wenigsten an. Daß der Wirt „umfallen" müsse und werde, stand von vorneherein fest. Als wir vor dem einzigen Gasthause in W. anhielten und nur ein Korb mit Getränken ausgeladen wurde, konnte der Mann

sich denken, was ihm bevorstand. Er war aber an dergleichen gewöhnt und lächelte friedlich. Am Essen und am Bier war immerhin etwas zu verdienen; ebenso ließ er sich sein heißes Wasser und seinen Zucker teuer genug bezahlen, wenn auch gewiß nicht gleich, sondern viel später. Wir bestellten uns also ein Mittagessen, doch wurde das „abgemacht", als wäre es ein notwendiges Übel; die Hauptsache war die Bowle, die wir besonders stark und feurig brauten.

Nachdem wir eine Zeitlang gekneipt und uns gehörig angetrunken hatten, wurde der Rest des Getränks in Flaschen gefüllt, von denen jeder mit der linken Hand eine ergriff, während er in der rechten ein brennendes Stearinlicht trug. So begaben wir uns auf die Straße; in der unbestimmten Vorstellung, Unsinn zu treiben und jede sich dazu bietende Gelegenheit zu benutzen. Es war ein stiller Wintertag, die Lichter brannten ganz lustig; und wir gingen, ohne uns um die öffentliche Meinung von W. zu kümmern, fürbaß. Da kamen uns einige, wahrscheinlich harmlose Leute entgegen. Was mit den übrigen geschah, weiß ich nicht mehr. Einen von ihnen aber packte ich, und brannte ihm mit dem Licht einen Teil seines Schnurrbarts ab, was er, ohne zu mucken, geschehen ließ. Darauf begaben wir uns in eine Vorstellung, die von einer gerade anwesenden Gauklerbande gegeben wurde, nahmen ohne weiteres auf den ersten Bänken Platz, und thaten, als ob wir zuhause wären, d. h. wir tranken den „Füchsen" zu wie in der Kneipe, stimmten Burschenlieder an und lachten wild. Das anwesende Publikum nahm das anfangs mit der Gelassenheit hin, die ich dem baltischen Kleinbürgertum jener Tage schon nachgerühmt habe. Als wir jedoch die Vorstellung selbst rücksichtslos störten, z. B. einer Kugel, auf der sich einer der Gaukler auf der Bühne bewegte, einen Fuß-

tritt gaben, so daß der Mann bei einem Haar zu Boden gestürzt wäre, während einem anderen, der auf dem Rücken liegen mußte, heißes Getränk eingeflößt wurde, daß er beinahe erstickte — da erhob sich drohendes Gemurmel. Ein Mann, der Schneidermeister gewesen sein soll, stand auf, erklärte das Lokal feierlich für ein „Kabak" (Krug) und verließ es mit seiner ganzen Familie. Bei diesem vereinzelten Widerspruch blieb es jedoch, und wir fuhren fort, uns nach unserer Weise zu amüsieren. Nicht einmal die Gaukler, die lauter Kraftgestalten waren und leicht mit uns hätten fertig werden können, machten einen Versuch, sich gegen unsere Rücksichtslosigkeit zu schützen, sondern ließen alles geduldig über sich ergehen.

Am nächsten Morgen setzten wir unser Treiben fort. In dem kleinen Nest auf etwas Neues zu verfallen, war nicht leicht; auf Widerstand, der uns hätte reizen können, stießen wir nirgends. Die Leute thaten alle, als ob unser Verhalten selbstverständlich wäre und es nichts daran auszusetzen gäbe. Da wir aber durchaus auffallen wollten, gingen wir mit den gefüllten Flaschen auf die Straße, warfen uns dort mitten auf den Fahrweg nieder und kneipten weiter. Ob das die Philister nicht aus dem Häuschen bringen würde? Aber nein, — die Vorübergehenden sahen uns kaum an, die Vorüberfahrenden aber bogen uns sorgfältig aus. Wir wurden der unbequemen Lage im Schnee deshalb bald überdrüssig, sprangen auf und begaben uns in einen in der Nähe befindlichen Laden, der vom städtischen Publikum stark besucht wurde. Das paßte uns gerade. Wir setzten uns kreuzbeinig auf die „Lette", stießen mit den vollen Flaschen an und sangen dazu mit heiserer Kehle. Auch das aber ging uns durch; die Verkäufer wie die Kaufenden thaten, als ob sie uns gar nicht bemerkten; das Geschäft ging seinen Gang

ruhig weiter. Immerhin wurde der erste und zweite Tag auf diese Weise zu Ende gebracht.

Unsere Leistungsfähigkeit war damit so ziemlich erschöpft. Ermüdet und ernüchtert, beschlossen wir die Heimreise anzutreten. Und da kam das „dicke Ende" nach. In einem Zustand halben Katzenjammers und keineswegs kriegerisch gestimmt stießen wir auf eine vor kurzem angelangte stark angetrunkene Gruppe von Rigensern, die sich so unhöflich benahmen, daß fünf Forderungen fielen, bei denen aber nur einer der Fremden beteiligt war — ein älterer Philister, der längst ausstudiert hatte, aber noch immer für einen argen Raufbold galt.

Da er gefordert hatte, konnte ich das Weitere abwarten. Nach ein paar Tagen traf ein älterer Corpsbursche der Rigenser, den ich von Ansehen kannte, bei mir ein und fragte mich, was ich dem Philister gesagt; er habe es vergessen. Ich wiederhole das nichts weniger als schmeichelhafte Wort und der Cartellträger meinte: „Nun, dann läßt er dich fordern!"

Da es sich um einen Philister handelte, so hieß das soviel als: auf Pistolen. Schlägermensuren hatte ich schon mehrere ausgemacht; dies war also etwas Neues, und ich freute mich, es kennen zu lernen. Was der Grund der Verzögerung war, ist mir entfallen; es dauerte aber mehrere Wochen, bis der fünffache Handel zum Austrag kam. Für unsere damalige Anschauungsweise war es nur zu bezeichnend, daß wir uns nicht scheuten, die stille Woche hierzu auszuersehen. Ort des Zusammentreffens sollte ein etwa $1\frac{1}{2}$ Werst von Dorpat entlegnes Wäldchen sein. Dieser Nähe wegen war eine gewisse Vorsicht geboten. Mit mir wollten noch zwei andere auf der Mensur erscheinen. Wir gingen aber alle einzeln hinaus, um möglichst wenig Aufsehen zu erregen; in der Vormittagskneipe

wußten alle darum; niemand aber sah auf, als ich mich erhob, um nach dem Wäldchen zu gehen. Der gewählte Platz lag dicht an dem Rand eines Feldes, auf dem mehrere Bauern gleichmütig pflügten. Sie kümmerten sich aber ebensowenig um uns, als wir um sie, und kehrten sich beim Knallen der Schüsse nicht einmal um; so sehr waren sie derartiges gewohnt. Die drei Duelle verliefen unblutig, obwohl einer von uns durch den Rock geschossen wurde, und mein Gegner die Absicht ausgesprochen hatte, mich niederzuknallen. Wir kehrten in die Stadt zurück und wurden von der noch immer versammelten Kneipgesellschaft mit derselben Gleichgültigkeit empfangen, die sie beim Abschied gezeigt.

Alles bisher Erzählte beruht der Hauptsache nach auf den Erfahrungen, die ich als Mitglied der „Estonia" gemacht. In diese waren mein Bruder und ich eingetreten, weil wir wußten, daß wir dort unsere alten Schulkameraden vorfinden würden — nicht weil wir uns als leidenschaftliche Estländer fühlten. Trotz eines recht ausgeprägten Partikularismus, der die drei Provinzen voneinander trennte, war das landsmannschaftliche Moment für die Dorpater Studentenverbindungen doch nicht maßgebend — mit alleiniger Ausnahme der Kuronia, wo nur geborene Kurländer Aufnahme fanden. Die Schulfreundschaft war das eigentliche Band, welches die Verbindungen zusammenhielt — genauer genommen die Kameradschaft; denn Freundschaften, die für das Leben dauerten, waren im Grunde selten. Allein die gute Kameradschaft reichte gerade aus, um der baltisch-deutschen Gesellschaft ihren festen Zusammenhalt zu sichern. Schon daß es eine Zeit im Leben gab, wo sich Bürgertum und Adel ohne Hintergedanken irgendwelcher Art völlig gleichberechtigt gegenüberstanden und wo der gemeinsame Adelsbrief der akademischen Bildung Anerkennung fand, war vom höchsten Wert,

und hat dazu beigetragen, manche Schwierigkeiten auszugleichen, die sich aus dem natürlichen Gegensatz der Interessen beider Stände nicht selten ergaben. Mir ist gesagt worden, daß der studentische Idealismus über diese Klippe nicht überall mit derselben Leichtigkeit hinweggekommen sei, und daß insbesondere der Austritt der kurischen Junker aus der Kuronia, der im Jahre 1850 zur Bildung der „Baltica" führte, mit deren Haß gegen die „Literaten" im engsten Zusammenhang gestanden habe. Obwohl aber auch verschiedene junge estländische Adlige sich der neuen aristokratischen Verbindung anschlossen, so war doch oder vielmehr gerade deshalb in der Estonia selbst von diesen Streitigkeiten nichts spüren. Mit einem Takt, der nicht hoch genug angeschlagen werden kann, machte es sich die große bürgerliche Mehrheit der Korporation vielmehr zur Aufgabe, ihr Übergewicht die wenigen Adligen nicht fühlen zu lassen, die der Verbindung zu meiner Zeit angehörten. Eine Zeitlang waren wir unserer nur 5 unter 35—40 Corpsburschen. Nie aber ist ein Wort gefallen, das uns hätte verletzen können; ja so wenig wurden wir zurückgesetzt, daß in meinem 4. Semester unter den drei Chargierten 2 Edelleute waren. Freilich fiel es keinem von uns ein, auf diese Eigenschaft zu pochen. So wütende Republikaner und Adelshasser als ich selbst waren die Übrigen allerdings nicht. Wohl aber verhielten sie sich gleichgültig zu der Sache. Der Stand spielte der Burschenwürde gegenüber überhaupt keine Rolle; so mächtig überragte diese in unserer Vorstellung alles, obwohl wir ihre Vergänglichkeit kannten und bei den häufigen Commitaten Gelegenheit hatten, ihr Ende zu sehen. Die Gewalt, die diese Vorstellung über den Einzelnen, mochte er sein wer er wollte, gewann, war in der That erstaunlich; es ist mir im späteren Leben nichts begegnet, was damit

auch nur annähernd verglichen werden könnte. So stark war der Schwung, den das Bewußtsein „Bursch“ zu sein selbst platt prosaischen und philisterhaften Naturen vorübergehend einflößte; so mannhaft wußte sich mancher zu benehmen, dem es im späteren Leben an Bürgermut fehlte.

Daß eine recht äußerliche Auffassung überwog, versteht sich bei alledem von selbst; auf die Herauskehrung des „schneidigen“ Wesens kam es in erster Reihe an. Dem hatten z. B. wir Beide es zu verdanken, daß wir schon im ersten Semester die Farben erhielten. Ein zufälliges Ereignis bot dazu den Anlaß. Wir Füchse, mein Bruder und ich, saßen mit mehreren älteren Burschen eines Abends in dem Eckzimmer einer Wirtschaft, aus dem eine Thür unmittelbar ins Freie führte. Mehrere Mitglieder der „Baltica“ gingen durch und der letzte ließ die Thür offen. Dies kam uns absichtlich vor; wir beide riefen wie aus einem Munde: Mach' die Thür zu! Er kehrte sich um und sprach in herablassend spöttischem Ton: Sprecht nicht so dumm! Wir antworteten wieder aus einem Munde: Du bist gefordert! Damit war der Zwischenfall zu Ende; er hatte kaum eine halbe Minute gedauert; auf die anwesenden älteren Burschen aber einen tiefen Eindruck gemacht; denn die „krassen Füchse“ waren „forscher“ aufgetreten als sie und hatten in ihrer Achtung um so mehr gewonnen, als der geforderte Balte ein bekannter und gefürchteter Schläger war — eine lange hagere Gestalt mit einem fahlgelben unheimlichen Vogelgesicht und deshalb „Tukan“, der Pfefferfresser genannt. Die uns gezollte Anerkennung wuchs noch, als wir auf das den Füchsen zustehende Recht sich erst nach längerer Vorbereitung zu schlagen, verzichteten und uns bereit erklärten in kürzester Frist auf der Mensur zu erscheinen. Daß dem eine gewisse Ruhm-

redigkeit zu Grunde lag, will ich keineswegs bestreiten. Ebenso sicher ist es, daß sie uns übel bekam.

Mein Bruder, der ein blutjunges Bürschchen von wenig über 17 Jahren war, kam, ich weiß nicht mehr aus welchem Grunde, zuerst an die Reihe, und wurde mit einer schweren Terz quer über den rechten Arm nach Hause gebracht. Er hatte sich übrigens vorzüglich gehalten und war erst im 6. Gang abgeführt worden. Da ich mit seinem Gegner, wie der Ausdruck in Dorpat lautete, ebenfalls „hing", so durfte ich bei der „Paukerei" nicht zugegen sein, sondern mußte meinen Bruder, aufgeregt wie ich war, zuhause erwarten. Unter diesem „Zuhause" hat man sich ein äußerst dürftig eingerichtetes kleines Zimmer vorzustellen, das zu allem anderen eher als zur Aufnahme von Verwundeten paßte. Einen anderen Verbleib gab es aber nicht; wir mußten uns so gut einrichten, wie wir konnten. Dabei haperte es natürlich an allen Ecken und Enden — nichts war, wie es sein sollte, am wenigsten die Behandlung der Wunde, die zwar nicht gefährlich war, wohl aber eine Sorgfalt erforderte, die ihr wegen der Ungeschicklichkeit der „Flicker" nicht zuteil werden konnte. Diese pfuschten in der That dermaßen, daß der „Schmiß" volle drei Monate brauchte, um zu heilen; auch dann blieb noch bedeutende Empfindlichkeit zurück.

Inzwischen hatten sich die Dinge so gestaltet, daß sich zu dem einen Verwundeten noch ein zweiter gesellte. Bald nach dem Waffengang meines Bruders war auch ich nach dem einsamen Kruge am Embach hinausgefahren, wo man ihn „abgestochen", und hatte in der Morgenfrühe eines kalten Apriltages in dem großen düstren Saal zum ersten Mal die Klingen gekreuzt. Das unbehaglichste war dabei die sogenannte „Takelage". Der Paukant stand vor Kälte schaudernd

im ungeheizten Paukzimmer und mußte sich seine Rüstung, Stück für Stück anlegen lassen, was zum mindesten eine halbe Stunde dauerte; denn auf alle Einzelheiten wurde große Sorgfalt verwandt. Dann trat er, auf den Arm eines Fuchses gestützt und von Sekundanten, „Flickern" und auch so manchem „Straßenjungen" begleitet — so wurden die unbeteiligten Zuschauer genannt — mit ernster feierlicher Miene in den Saal, während von der anderen Seite der Gegner mit demselben Gefolge erschien. Es waren aber auch noch andere Leute da, die mit der Sache nichts zu thun hatten — meistens Bauern, die im Kruge zufällig anwesend waren, und sich neugierig herzudrängten, um das Kampfspiel zu sehen. Wenn Raum genug da war, ließ man sie ruhig gewähren, andernfalls jagte man sie kurzweg hinaus. Zu den offiziell Anwesenden gehörte übrigens auch ein Mädchen, das mit einer großen Schale Wasser und einem Schwamm für den Gebrauchsfall fertig dastehen mußte und die Sache so kaltblütig nahm wie nur irgend ein Bursch.

War alles versammelt, so nahmen die Sekundanten die Mensur — der Unparteiische stellte sich auf, die Paukanten traten auf ihre Plätze, dann hieß es: Gebunden! — die Klingen schlugen aneinander — der und der haut aus! Damit kam die „Quadrille" in Bewegung und raste mitunter minutenlang durch den Saal, bis es hieß: „Halt — hat gesessen!" Die Sekundanten „sprangen ein" und die Paukanten gingen auf die Mensur zurück. Waren die Sekundanten nicht einverstanden darüber, ob es „gesessen" habe, so wurde der Unparteiische befragt — seiner Entscheidung hatte sich alles zu fügen. Je nachdem sie ausgefallen war, wurde der Gang entweder fortgesetzt oder es begann ein neuer. Mit dem siebenten war, wie schon früher angedeutet, alles unweigerlich zu Ende — mochte nun

etwas „herausgekommen“ sein oder nicht. Herkömmlicher Weise reichten sich die Paukanten die Hände und wurden oft die besten Freunde; denn wenn irgendwo galt in Dorpat der alte Satz:

„Hat der Schmiß gesessen
Ist der Tusch vergessen
Von dem kreuzfidelen Studio!“

In meinem besonderen Fall verlief die Sache so, daß ich von meinem mir weit überlegenen Gegner im zweiten Gang einen Hieb von mehr als sechs Zoll Länge über den rechten Arm erhielt, der mich zur Fortsetzung des Kampfes unfähig machte. Im übrigen war die Wunde nicht schwer und heilte trotz der mangelhaften Behandlung rasch, so daß ich nur wenig Wundfieber hatte und das Zimmer, wenn auch mit dem Arm in der Binde, schon nach drei Tagen verließ — weit früher als mein Bruder, der, soviel ich mich erinnere, wochenlang im Bett bleiben mußte. In solchen Fällen war das Kneipen eigentlich verboten; ich kümmerte mich jedoch ebensowenig um diese Vorschrift, wie die meisten anderen, und machte sogar die bald darauf stattfindende „Völkerschmorung“ mit, die jedes Jahr am 21. April, wenn es die Witterung erlaubt, im Freien veranstaltet wurde, um die Gründung der Universität zu feiern. Es war dies ein allgemeiner Kommers, an dem alle Verbindungen, wenn auch in mehr privater Weise, teilnahmen, und der fast immer in die wüsteste Sauferei auszuarten pflegte. Namentlich die Kurländer brachten Getränke mit, die mit voller Absicht so heillos stark gebraut waren, daß ihnen niemand zu widerstehen vermochte, und man schon am frühen Nachmittage Dutzende von „Abgefallenen“ sah. Daß unter diesen Umständen viel „gerissen“ wurde und seit der Völkerschmorung zahllose Skandäler „hingen“, war eine selbstverständliche Sache.

Ich gehörte zu denen, die diese Auffassung am leidenschaftlichsten vertraten, und es war deshalb kein Wunder, daß ich selbst, obwohl mir mein Arm noch kraftlos in der Binde hing, mit einer neuen Forderung nach Hause kam. Mein Gegner war wieder ein Balte; diesmal übrigens einer der wenigen Bürgerlichen, die den kurischen Junkern zusagten — ein kleiner wütender, stämmig gebauter Kerl mit funkelnden Augen, der bei jeder Gelegenheit wie eine Rakete auffuhr und auch in dem vorliegenden Fall ein zufällig hingeworfenes Wort, das nicht einmal ihm galt, übelgenommen hatte. Zur Rede gestellt, erklärte ich natürlich, er könne die Sache nehmen wie er wolle; das war genug. Viel Zeit hatte ich ohnehin nicht gehabt, mit ihm zu verhandeln; denn wir waren uns mitten im Gedränge auf einer engen Treppe begegnet, die ich nebst noch einem anderen, die Beine eines „abgefallenen" Landmanns in der Hand, hinunterstieg, während jener sich in der entgegengesetzten Richtung bewegte. Dieser neuste „Skandal" konnte übrigens nicht gleich ausgemacht werden, weil ich einstweilen völlig flügellahm war und mich als sogenannter „Linkspote" „einpauken" mußte. Das nahm soviel Zeit, daß die Sommerferien herankamen und die Sache bis zum Herbst aufgeschoben werden mußte. Die Art, wie sie alsdann ausgemacht wurde, war so charakteristisch als möglich.

Die sonst übliche Vorsicht ließ uns bei dieser Gelegenheit jedenfalls im Stich. Als Kampfplatz wurde nämlich ein ganz nah bei Dorpat an der großen Heerstraße nach Riga gelegenes, stark besuchtes Wirtshaus, namens „Novum" gewählt, wo auch die „Völkerschmorung" stattgefunden hatte. Uns dort abzufassen, wäre für die „Pudel" ein Kinderspiel gewesen; denn wir nahmen uns nicht einmal so weit in acht, um wie in ähnlichen Fällen sonst, den frühen Morgen zu

wählen, sondern gingen gemächlich an einem Septembernachmittag hinaus; nur die Waffen waren, glaube ich, am Vorabend hingeschafft worden. Die Begegnung fand im oberen Saal des Wirtshauses statt, der gerade über dem öffentlichen Schankzimmer lag, so daß man dort jede Bewegung, ja das Waffengeklirr deutlich hörte. Das Dorpater Publikum war gegen dergleichen Dinge aber dermaßen abgebrüht, daß niemand darauf achtete, ob oben „gepaukt" wurde oder nicht; darauf verließen wir uns — wie die Erfahrung lehrte — mit Recht. Obwohl wir sehr lange beschäftigt waren, wurden wir in keiner Weise gestört, was uns gerade diesmal besonders unwillkommen gewesen wäre, weil der Tag zu den heißesten gehörte, die in den „Paukbüchern" verzeichnet stehen. Als wir den Saal endlich verließen, schwamm er förmlich in Blut. Selbst die Decke war stark bespritzt, und daran war ich insbesondere beteiligt. Im sechsten Gang erhielt ich einen Hieb über die Hand, der eine Arterie traf, so daß das Blut wie ein Springbrunnen aufschoß, und die „Flicker" erst garnicht recht wußten, wie es zum Stillstand zu bringen. Mit den nötigen chirurgischen Instrumenten waren sie so mangelhaft versehen, daß ihnen nichts übrig blieb, als die verletzte Arterie in der primitivsten Weise zu unterbinden, während die weitklaffende Wunde selbst offen blieb und nur ein Schwamm darauf gebunden wurde, worauf der Arm in die Binde kam. Dies rohe Verfahren rächte sich bald durch Bleischwere des Armes und starke Schmerzen in der verletzten Hand. Trotzdem mußte ich mir selbst überlassen werden; denn die „Flicker" hatten nun alle Händevoll mit einem noch schwerer verwundeten Landsmann zu thun, dem ein Balte eine vierzehn Zoll lange Quarte über die Brust beigebracht hatte, so daß diese einer scharlachroten Weste glich. Da

ich mich meinerseits nicht nützlich machen konnte, so nahm ich der möglicherweise begegnenden „Pudel“ wegen einen Mantel um und schlich in einem halb ohnmachtähnlichen Zustande langsam nach Hause, oder vielmehr in das nächstgelegene Estländerquartier. Dort warf ich mich aufs Bett und wartete nun sehnsüchtig darauf, daß die „Flicker“ kommen möchten, um mich ordentlich zu verbinden.

Es dauerte endlos lang, bis sie kamen. Als sie schließlich sich ans Werk machten, zogen sie bedenkliche Mienen; die Art der Verwundung, die zu den äußerst seltenen gehörte, schien ihrer gering entwickelten Kunst zu spotten. Jedenfalls wurde die Aufgabe so ungeschickt als möglich gelöst; und ich hatte furchtbare Schmerzen zu leiden, die niemand zu lindern verstand. In der Nacht stellte sich überdies starkes Wundfieber ein, das mich mehrere Tage nicht verließ, so daß ich stark phantasierte. Dazu kam, daß die Blutung durchaus nicht aufhören wollte, und immer wieder von neuem begann, wenn man ihrer schon Herr geworden zu sein glaubte. Die Hand schwoll an wie ein Kissen und war von oben bis unten mit Eiterpusteln bedeckt — alles Anzeichen, daß nicht richtig verfahren worden war — aber was ließ sich machen? Es gehörte nun einmal zum guten Ton, sich nur im äußersten Notfall an Ärzte oder Professoren zu wenden. Lag ein solcher Notfall nicht vor, dann hieß es eben: Aushalten und die Zähne zusammen zu beißen. Ob es weh that, danach fragte man nicht; um keinen Preis aber hätten wir geklagt.

Dieses stoische Wesen, das auf seine Anspruchslosigkeit in äußeren Dingen stolz war, gleichzeitig aber hinsichtlich der inneren Persönlichkeit und der ihr gebührenden Achtung die höchsten Anforderungen stellte, gehörte zu den besten Seiten des studentischen Wesens jener

Tage und konnte mit mancher Rauheit, ja selbst mit manchem zynischen Zuge versöhnen oder diese unschönen Seiten doch in ein milderes Licht stellen. Wie unschön in der That unser Auftreten häufig war, darauf brauche ich hier nicht zurückzukommen. Eines Vorgangs muß ich aber doch noch gedenken, weil er für unsere absichtlich zur Schau gestellte Pietätlosigkeit der Autorität gegenüber bezeichnend ist, wobei übrigens gleich bemerkt werden mag, daß damit nicht eine Kundgebung zu einem bestimmten Zwecke gemeint war, sondern eben nur eine Äußerung des studentischen Selbstgefühls, das sich gegen jeden, wie immer gearteten Zwang auflehnen zu müssen glaubte.

Im März 1855 war Kaiser Nikolaus I. gestorben. Bald darauf wurde bestimmt, daß seinem Nachfolger Alexander II. allgemein gehuldigt werden solle. Auch die Studentenschaft erhielt Befehl sich in der Universitätskirche einzufinden, um sich den Treueid abnehmen zu lassen. Dazu hatten wir nun gar keine Lust. Bei unseren „vorgeschrittenen" Anschauungen kam uns die Ceremonie als ein Rückfall in überwundene Vorstellungen vor, gegen die wir uns innerlich auflehnten. Äußerlich blieb jedoch nichts übrig als zu gehorchen; dafür sorgten die „Pudel", die unaufhörlich umherliefen und jeden Studenten, den sie zur Zeit der Feier auf der Straße angetroffen hätten, erbarmungslos zum Rektor zitiert haben würden. In hellen Haufen zogen wir also zur Kirche, die diesmal ausschließlich der Studentenschaft offen stand; und bald ertönte respektloses Stimmengewirr in dem sonst von einer andächtigen Gemeinde besuchten Raum, den viele von uns zum ersten und letzten Male betraten. Auf der Kanzel stand der Universitätsprediger und suchte sich vergeblich Gehör zu verschaffen. Als ihm das Nutzlose seiner Anstrengungen endlich klar geworden

war, verlas er die Eidesformel — ob ein oder mehrere Mal, weiß ich nicht mehr — es kam darauf aber auch nicht viel an, denn niemand gab sich die Mühe, zuzuhören, sondern alles lärmte fort, bis wir endlich in die Sakristei gewiesen wurden, wo eine Menge weiße Bogen aufgelegt waren. Hier unterschrieben wir einer nach dem andern, ohne recht zu wissen was, und ohne uns darum zu bekümmern. Der Form war Genüge geleistet; mehr wurde nicht verlangt; und es fiel uns nicht ein, mehr bieten zu wollen. Wer uns so gesehen hätte, würde uns samt und sonders für „Rote" gehalten haben; und doch wäre nichts verkehrter gewesen; denn unsere politische und soziale Harmlosigkeit suchte ihresgleichen.

Ob ich damals überhaupt Zeitungen gelesen habe, kommt mir zweifelhaft vor; ich sehe mich in allen möglichen Lagen und Stellungen, nur nicht in denen eines Menschen, der liest. In den ersten Semestern wenigstens kam das nicht vor. Später begannen meine geistigen Interessen wieder zu erwachen; und dann studierte ich alles mögliche kunterbunt durcheinander; nur das, was zu meinem Fach gehörte, nicht. Dieses Fach war ursprünglich die Theologie, die ich aber nicht aus innerem Beruf gewählt hatte, sondern eigentlich nur — zu meiner Schande muß ich das gestehen — um einen Oheim zu ärgern, der zwar selbst Präsident des Konsistoriums war, es aber gleichwohl nicht für standesgemäß hielt, daß ich mich dem Kirchendienst widmen wollte. Bald sah ich indessen doch ein, daß dies kein genügend tragfähiger Boden sei, und sattelte in meinem 2. Semester deshalb um. Der Rektor, dem ich davon vorschriftsmäßig Mitteilung machen mußte, fragte mich, weshalb ich die Theologie aufgeben wolle. Als ich ihm erklärte, dieses Studium mit meiner Überzeugung nicht vereinbaren zu können, drückte er mir voll Rüh-

rung die Hand und sagte, daß er sich über meine Wahrhaftigkeit freue. Ganz unverdient war dies Lob nicht; denn ich hatte mir allerdings selbst gesagt, daß sich mein damaliger materialistischer Standpunkt mit dem Beruf des Geistlichen nicht vertrüge — daß ich tiefer über die Sache nachgedacht habe, glaube ich aber nicht.

Ebensowenig war es mir Ernst mit dem Studium der Geschichte, das ich nunmehr ergriff. Das alles wurde nur so nebenbei getrieben, im besten Falle hier oder da eine Vorlesung besucht, sehr oft aber monatelang gar nicht. Die Professoren machten es damals, wie es auch jetzt meist üblich ist. Wenn ich zu einem von ihnen kam, um ein nicht gehörtes Kolleg bescheinigen zu lassen, so sah er mich meist garnicht an, sondern that, wie ich wünschte. Ob jemand fleißig sein wollte, hing ganz von seinem eignen Ermessen ab. Niemand kümmerte sich darum, bis man ins Examen stieg; auch damit aber konnte man es halten, wie man wollte, wenn es auch üblich war nach zwei Jahren die sogenannte „erste Hälfte" zu machen, worauf am Schluß des 8. bezw. 10. Semester die „zweite" folgte; — oder auch nicht folgte; denn viele gingen ohne Schlußprüfung fort und beendeten ihre „Studien" überhaupt nicht. So war es auch mit mir. Am Schluß meines 5. Semesters habe ich Dorpat als „bemooftes Haupt" verlassen. Das war alles, was ich mitnehmen konnte.

Ein Gutes hatte dieses negative Ergebnis aber doch — daß ich nämlich keine Schulden ins „Philisterland" herüberzulotsen brauchte. Alles, was mich in dieser Hinsicht drückte, war eine unbezahlte Rechnung, die einem auf „Kaution" angelegten Pumpe entstammte und etwa 150 Rbl. betrug. Es waren lauter Kolonialwaren, die ich verbraucht haben sollte — unter

anderem 159 Pfd. Zucker in einem Semester 2c. 2c. So unerklärlich das aber erscheint, so einfach war es im Grunde; denn in Wirklichkeit hatte meine Aufwärterin, der das Kaufmannsbuch anvertraut war, alle diese Herrlichkeiten für sich selbst und ihre Familie eingeheimst und im besten Wohlsein, natürlich ohne mir ein Wort davon zu sagen, verbraucht. Mir aber blieb nichts übrig als zu schweigen und zu zahlen. Ich erzähle das nur, weil es ein höchst bezeichnendes Licht auf das Aufwärterinnenwesen wirft, wie es damals als Krebsschaden studentischen Lebens in Dorpat bestand — zum Teil vielleicht noch besteht — obwohl ich Grund habe zu glauben, daß die jungen Herren zu Beginn des 20. Jahrhunderts im allgemeinen weit sparsamer und haushälterischer sind, als wir vor einem halben Jahrhundert waren. Eine unglaubliche Raubwirtschaft war es jedenfalls, die diese alten Weiber dank unserer Harmlosigkeit und Nachlässigkeit in Geldsachen trieben. Wenn sie unseren schlechten Gewohnheiten zu schmeicheln verstanden, und das thaten sie alle — konnten sie die „Bude" im übrigen als ihr Eigentum ansehen und darin nach Belieben verfahren. Alles, was nicht „niet- und nagelfest" war, stand zu ihrer Verfügung; bei unserer stoischen Anspruchslosigkeit war es freilich meist nichts wert, ja konnte oft kaum mit der Feuerzange angefaßt werden. Ich habe z. B. einen Uniformrock samt Hose getragen, die so steif von Grog waren, daß sie aufrecht stehen blieben, wenn ich sie hinstellte. Heute kommt das jedermann abstoßend vor — mir selber auch; damals aber war ich auf dieses „Spartanertum" stolz, und niemand fand daran etwas zu tadeln. Zu meiner Ehrenrettung darf ich übrigens sagen, daß ich mich trotz dieser Nachlässigkeit in Bezug auf meinen äußeren Menschen das Waschen niemals abgewöhnt habe.

Die Kurländer waren im Durchschnitt die rohesten, aber auch die begabtesten und thatkräftigsten unter uns. Sie tobten meist einige Semester vulkanisch; dann setzten sie sich auf die Hosen und arbeiteten so ausdauernd, daß man sie überhaupt nicht mehr sah. Die Estländer konnten sich hinsichtlich des Temperaments mit den Kurländern nicht messen; Kraftnaturen kamen unter ihnen weniger häufig vor. Sie hatten es deshalb leichter als Philister, in den Hafen bürgerlicher Ehrbarkeit einzulaufen. Zwischen beiden Verbindungen bestand übrigens mehr Verständnis als den Livländern und Rigensern gegenüber. Die einen galten uns für zu selbstbewußt überlegen; die anderen für „zu fein". Die sogenannte „liv'sche Lippe" war ebenso berühmt als der tadellose Uniformsrock der Rigischen „Fratres", die sich übrigens als die besten Quartettsänger und eifrigsten Philisterienbesucher bemerkbar machten. Uns kam das „unburschikos" vor, während wir uns mit den wüsten aber amüsanten kurischen Gesellen beim Grog gern zusammenfanden.

Waffengänge mit den Kurländern waren dementsprechend selten. Ein Fall dieser Art ist mir gleichwohl im Gedächtnis geblieben, weil er den studentischen Übermut auf seinem Gipfelpunkte zeigt. Ein estländischer 512
„Landsmann", der eine Zeitlang zu den Wüstesten gehörte, später aber ehrbarer Buchdruckereibesitzer wurde, hatte aus irgend einem Grunde mit einem Kurländer „gerissen". Durch Zufälligkeiten war der Austrag verzögert worden; und als es endlich dazu kam, zeigte es sich, daß die Kurländer sorglos genug gewesen waren, uns an einem wundervollen Sonntagnachmittag, in ein eben eröffnetes Wirtshaus zu bestellen, dessen einzig verfügbarer Saal zu ebener Erde gelegen war, so daß jeder Vorübergehende hineinsehen konnte. Dies fiel uns, die wir den Ort zum erstenmal besuchten,

zwar auf; unmöglich konnten wir jedoch auf Grund dieser Thatsache Einspruch erheben. Es blieb also nichts übrig als sich mit der unbequemen Sachlage abzufinden, so gut es ging. Die zuerst eingetroffenen Kurländer hatten sich in dem schon erwähnten Saal niedergelassen; unser Paukant aber mußte sich mit dem Schankzimmer begnügen, wo ein äußerst reges Treiben herrschte. Auch die Kurländer zwar mußten ihren Mann unter den Augen vieler Neugieriger „takeln", die, vor den Fenstern stehen bleibend, stumpfsinnig hereinguckten; doch waren sie dabei bei weitem nicht so behindert als wir; denn unser Paukant mußte entblößt an der „Lette" stehen, bis ihm das Paukhemd angezogen wurde. Dabei empfand er die größte Angst, daß seine Familie, die von der Sache nichts wußte, den schönen Nachmittag zu einem Ausflug benutzen und das neue freundlich gelegene Wirtshaus besuchen könnte. Diese Besorgnis war nicht unbegründet; — vorerst aber hatten wir anderes zu thun als uns nach dem biederen Bürgersmann und den Seinigen umzusehen.

Als die „Takelung" endlich beendet war, wurde unser Paukant in den Saal geführt; und angesichts einer zahlreichen Corona von Müßiggängern, die im Garten standen, begann die „Quadrille". Ein besonderes Pech wollte es, daß der Zusammenstoß ungewöhnlich blutig verlief. Im zweiten Gang schon erhielt mein Landsmann eine furchtbare „Buckelterz", so daß das Blut in Strömen herunterfloß und die Diele überschwemmte. Er trat jedoch nicht ab, sondern hielt tapfer bis zu Ende aus. Nun aber fingen die Schwierigkeiten eigentlich erst an; denn es blieb nichts übrig, als den Verwundeten an der „Lette" im Schankzimmer zu „flicken", wo alle Welt durchging und ihn teils verwundert, teils entsetzt anstarrte. Bis zum Gürtel entblößt, mit dem breiten klaffenden „Schmiß" auf der

Schulter, konnte man ihn keinen „Anblick für Götter“ nennen. Dabei wuchs seine Furcht vor der Familie ersichtlich — besonders vor dem Vater, mit dem er so manchen Tanz gehabt haben mochte; er war in der That ein recht wilder Geselle und schon einmal von „Knoten“ beinah totgeschlagen worden. So oft die Thür nach dem Garten sich öffnete, blickte er angstvoll hinaus, weil er den Alten jeden Augenblick zu erblicken glaubte; und wirklich wurde ihm dieses Äußerste nicht erspart. Als wieder einmal ein „Knot“ ganz friedlich hereinkam, um sich einen Schnaps einschenken zu lassen, — sah man die Familie im Hintergrunde wandeln. — Nun war der Schrecken groß. Wenn sie hereinkäme! das mußte um jeden Preis verhindert werden. Mit einem Fuchs, der die Familie zufällig kannte, stellte sich einer von uns älteren Burschen die Aufgabe, die gefürchtete Verwandtschaft auf der Vordertreppe festzuhalten, bis sich der Schuldige fortgemacht hätte. Dank der übermenschlichen Liebenswürdigkeit, die bei dieser Gelegenheit entwickelt wurde, gelang dies wirklich. Man bestellte Kaffee und unterhielt sich so lebhaft, daß die geschmeichelte Familie jede Empfindung für Zeit und Ort verlor und mit den Studenten noch beisammen saß, als sich der Sohn und Erbe schon längst geflüchtet hatte. Trotz seiner durch den starken Blutverlust verursachten Schwäche wurde er nach beendigter Anlegung des Verbandes über Hals und Kopf durch den Garten geschleppt und mußte einen inzwischen besorgten Wagen besteigen, der ihn bis vor die „Bude“ eines Landsmanns brachte. Seine Hoffnung, die Sache geheim zu halten, wurde jedoch getäuscht. Schon am folgenden Tage war das Wundfieber so stark geworden, daß nichts übrig blieb, als ihn nach Hause zu bringen und dem Vater zu „beichten“. Wäre die Wunde leichter gewesen, so hätte es wahrscheinlich ein heilloses Donner-

wetter gegeben und es wäre dem Bengel schlecht ergangen; so aber wurde Gnade für Recht geübt und er von den Seinigen über Verdienst und Würdigkeit gepflegt. Trotzdem dauerte es mehrere Wochen, bis er geheilt war und sich wieder öffentlich zu zeigen vermochte.

Daß dieser Fall nicht zur Kenntnis der akademischen Behörde gelangte, muß auf den ersten Blick fast als ein Wunder erscheinen — waren doch Hunderte von Unberufenen Zeugen gewesen. Wenn nur einer von ihnen in die „Pudelbude" gegangen wäre, um dort Anzeige zu erstatten, so hätte man uns alle miteinander „abkneifen" können. Daß es nicht geschah, ließ sich aus der allgemeinen Parteinahme der Bevölkerung für die Studenten und gegen die „Pudel" erklären, die sich in der That durchweg bewährte und selbst den heftigsten Konflikten und Ärgernissen trotzte. In der letzten Zeit meines Aufenthaltes in Dorpat war es sogar üblich geworden, kurzweg mit Droschken oder wie es bei uns hieß, mit „Fuhrleuten" zur „Paukerei" zu fahren. Die Kutscher sahen dabei regelmäßig zu; nie aber hat einer von ihnen den Verräter gespielt. Die Studenten, die niemals feilschten und gute Trinkgelder gaben, überdies das Fahren dem Gehen weitaus vorzogen, galten als die besten Kunden, die nicht verärgert werden durften, obwohl das den immer zu Fuß gehenden „Pudeln" zugesagt hätte. Mehr oder weniger aber dachte jeder, der mit den Studenten zu thun hatte, so; und wer hatte das nicht?

VI.

Dorpat lebte von den Studenten und wäre ohne sie verloren gewesen; denn andere Nahrungsquellen

gab es dort nicht; von Handel und Verkehr über das Weichbild hinaus war keine Rede; überhaupt war die Stadt ihrem Kern nach klein und mochte kaum 7- bis 8000 Einwohner zählen. Längs dem Embach zogen sich allerdings noch endlose Reihen sogenannter „Dreckstraßen" hin, die diesen Namen mit vollem Recht trugen und in der schlechten Jahreszeit völlig unzugänglich waren; man versank dort bis über die Knie im Schmutz; kein anständiger Mensch ließ sich in dieser Gegend blicken.

Die Studenten machten in dieser Beziehung freilich eine Ausnahme. Ich selbst habe während eines Semesters mit vier anderen in einer solchen „Dreckstraße" gewohnt — in einem neuen, ganz stattlichen Hause übrigens, das von den Grenzen der zivilisierten Welt nicht allzuweit entfernt war. Wir bewohnten das ganze erste Stockwerk, das einen parkettierten Saal nebst einem Balkon enthielt; und da mehrere Theologen zu den Insassen gehörten, so hieß die „Bude" kurzweg das „Pastorat". Daß es dort so ungeistlich als möglich zuging, kann man sich denken. Ein älterer Mediziner, der mit uns hauste, gab sich, wenn er heimkam, nicht immer die Mühe, die Thür aufzumachen, sondern trat sie mit einem kräftigen Fußtritt ein; die im „Pastorat" stattfindenden Kneipereien waren ihrer Wildheit wegen berühmt. Wenn ich an die Herren in Amt und Würden denke, die dabei die Wirte machten, muß ich die Wandlung der Zeit wehmütig und doch dankbar belächeln, und sie thun es sicherlich auch.

Zu den besten Seiten unseres Wesens gehörte Maßhalten im Trinken sicherlich nicht; daß wir aber Feinschmecker gewesen wären, wird niemand behaupten, der das damalige Leben kennt. Ich kann wohl sagen, daß wir aßen, was wir kriegten; und das war

meistens sehr mäßig gekocht. Viele von uns lebten überhaupt nur von Butterbrot und Bier; andere waren für 3 Rbl. im Monat in Garküchen „abonniert"; wählerisch zu sein, war da nicht erlaubt. Um so sicherer durften diejenigen unter uns, die von Zeit zu Zeit einen „Speispaudel" von daheim zugeschickt bekamen und dann einen sogenannten „Thee mit Chicanen" tranken, d. h. mit Fleisch, Käse, Schnaps 2c., auf zahllose Gäste zählen, die heißhungrig waren, wie die Wölfe, und Heuschrecken gleich alles vertilgten, was ihnen vorgesetzt wurde. Manchen bekam man überhaupt nur bei solchen Gelegenheiten zu sehen. Meist waren es „Fechtbodisten", die mit den Korpsburschen wenig verkehrten und ein stilles, wenn auch nicht immer beschauliches Leben führten — so daß sie eigentlich gar nicht wissen konnten, daß jemand einen „Speispaudel" erhalten habe. Sie wußten es aber doch; ein untrüglicher Instinkt führte sie um die Theestunde in die reichgesegnete „Bude"; ob gern gesehen oder nicht, sie waren nun einmal da und mußten wie alle anderen als Gäste behandelt werden. Wenn sie aber wieder gingen, so gingen die letzten Reste des „Speispaudels" gewöhnlich mit; der Inhaber saß melancholisch vor leeren, ungewaschenen Tellern und dachte über die Vergänglichkeit alles Irdischen nach. Nicht gastfrei zu sein, den Empfang des „Speispaudels" zu verhehlen, wäre ein Beweis von Schäbigkeit gewesen, der weder vergessen, noch vergeben werden konnte, und dessen sich niemand schuldig zu machen wagte. —

Im Frühjahr 1857 wurde die Studentenwelt, namentlich aber die Verbindung, der ich angehörte, von einem Vorgange bewegt, der allerdings zu den außerordentlichen gehörte und als solcher Gelegenheit bot, zu zeigen, was wir an Selbstgefühl und Thatkraft besaßen.

Zu den burschikosen Gepflogenheiten zählte es unter anderem, im Mai oder Juni, wenn es warm geworden war, Ausflüge nach den etwa 50 Werst von Dorpat belegenen „Heiligen See" zu machen, einem landschaftlich reizenden Fleck Erde, wo sich Wasser, Wald und Berge wunderhübsch verbanden. Leider gewann aber auch hier die Neigung zum Kneipen fast immer die Oberhand über das Naturgefühl, dem man huldigen wollte; es kam nicht selten vor, daß die Ausflügler von der Gegend nichts weiter sahen als einen am Nordufer des Sees gelegenen Krug.

In dieser Lage war offenbar auch eine Gesellschaft von Estländern gewesen, die sich etwa 5—6 Mann stark nach „Heiligensee" begeben hatte, um dort, wie man es nannte „Natur zu kneipen"; in Wirklichkeit aber, um zahllosen Flaschen die Hälse zu brechen. Dabei waren sie mit Bauern in Streit geraten, von der Überzahl schließlich überwältigt, gebunden und auf Leiterwagen wie Kälber nach Dorpat gebracht worden, wo man sie der akademischen Behörde übergab. Diese schickte sie ohne nähere Untersuchung ins Karzer — bar jeder Empfindung dafür, welche Schmach diese Vergewaltigung ihrer Bürger für die alma mater selbst bedeutete. Man nahm ohne weiteres an, daß die Studenten die allein Schuldigen seien, die Bauern aber in der Notwehr gehandelt hätten.

Ganz anders erschien die Sache natürlich uns Burschen, namentlich den Estländern, die sich in der Person ihrer Landsleute auf das Schwerste gekränkt fühlen mußten. Der Korporationskonvent wurde zusammenberufen und faßte einstimmig folgende Beschlüsse: I. Klage zu erheben und nicht zu ruhen, bis die Schuldigen zur verdienten Strafe gezogen seien. Zu diesem Zweck aber bis zum Austrag der Sache auf alle Festlichkeiten und Kommerse zu verzichten und

das Geld ausschließlich an die Prozeßkosten zu wenden. II. Den eigentlichen Urheber des Skandals, einen Großgrundbesitzer, von den sämtlichen Chargierten auf je drei Kugeln fordern zu lassen. III. Eine Abordnung an den Generalgouverneur, Fürsten Suwórow, nach Riga zu senden, die diesem den Sachverhalt vortragen und ihn um Unterstützung bitten solle. Fürst Suwórow war kein gewöhnlicher Russe, sondern ein „Westler", der für das deutsche Studentenleben schwärmte, das er in Jena oder Göttingen kennen gelernt hatte. Obwohl Träger eines der berühmtesten russischen Namen, General der Infanterie und höchster Beamter der Ostseeprovinzen, war er stolz darauf, ein alter „Korpsbursche" zu sein und liebte es, wenn er im Kreise von „Kommilitonen" war, sein „Gaudeamus" anzustimmen, wie nur einer. Man versuche sich einen russischen großen Herrn von heute in dieser Rolle vorzustellen, und man wird die ganze Weite der Kluft erkennen, die die Gegenwart von dem Aufklärungszeitalter trennt, zu dessen letzten Ausläufern Fürst Suwórow gehörte — obwohl seine Blütezeit, wenn man so sagen darf, in die Tage Nikolaus' I. fiel, dem alles, was „Aufklärung" hieß, verabscheuungswert vorkam. Ganz unberührt war Fürst Suwórow von dem „Hauche der Reaktion" übrigens nicht geblieben. Seine Ernennung zum Generalgouverneur der Ostseeprovinzen, im Jahre 1848, hatte in Petersburg als Beweis einer gewissen Ungnade gegolten, die einem Suwórow gegenüber aber selbst unter Nikolaus I. nur milde Formen annehmen konnte. Ob er nun gern oder ungern nach Riga gekommen war — jedenfalls hat er es verstanden sich durch sein unbefangenes, in nichts an den Bureaukraten erinnerndes Auftreten und sein Verständnis für die aristokratische Landesart, die vor allem auf Selbständigkeit und freie Bewegung hielt, eine Beliebtheit,

ja Volkstümlichkeit zu erwerben, wie sie keiner seiner Vorgänger oder Nachfolger jemals besessen. Keineswegs frei von Eitelkeit, legte er Wert darauf sich diese Stellung zu erhalten; und da er die Bedeutung der Dorpater Universität und der dort studierenden Jugend von diesem Standpunkte zu würdigen wußte, so war das ein Grund mehr seiner Vorliebe für das Studentische freien Lauf zu lassen und die Abordnung der Estländer freundlich zu empfangen, obwohl er damit im Grunde gegen alle Überlieferungen des Dienstes verstieß; denn es war uns nicht eingefallen die akademische Behörde zu fragen, ob sie mit der Reise nach Riga einverstanden sei. Fürst Suwórow kümmerte sich aber ebensowenig darum, sondern behandelte die Sache wie ein vornehmer Herr, d. h. er ließ sich alles persönlich vortragen, nahm, um über seine Auffassung keinen Zweifel zu lassen, die Studenten abends sogar mit ins Theater und zeigte sich in seiner Loge mit ihnen.

Auf die Haltung unserer selbständigen Landesgerichte konnte dies im formalen Sinn natürlich keinen Einfluß haben. Bei den regen persönlichen Beziehungen, die der Generalgouverneur aber mit den leitenden Männern unterhielt, und bei dem großen Vertrauen, das er bei ihnen genoß, war es keineswegs gleichgültig, wie er sich zu der Aufsehen erregenden Angelegenheit stellte. Im einzelnen vermag ich das nach so langer Zeit freilich umsoweniger zu belegen, als ich Dorpat und die Heimat bald darauf verließ und den Ausgang des Prozesses, den die Estonia gegen die Ursacher des Überfalls von „Heiligensee" anstrengte, nicht miterlebt habe. Es steht indessen fest, daß die Schuldigen, wenn auch erst nach längerer Zeit, zur „Verschickung" nach Sibirien verurteilt wurden und die Reise dorthin antreten mußten. In diesem Falle

wurde unsere Ausdauer und Opferwilligkeit also mit vollem Erfolg gekrönt; dagegen gelang es uns nicht, den eigentlichen Macher und Hintermann, jenen Großgrundbesitzer, zur Genugthuung mit der Waffe zu zwingen. Er war trotz aller Bemühungen nicht zu finden; wahrscheinlich hatte er sich ins Ausland begeben; jedenfalls hat man nichts mehr von ihm gehört, und am Ende wuchs Gras über die Geschichte wie über alles.

Um diese Zeit begann ich des Dorpater Lebens überdrüssig zu werden. Seit meinem dritten Semester hatte ich zwar weniger gekneipt und mehr gelesen als früher; aber diese geistige Beschäftigung war doch ohne rechten Zusammenhang und Ziel gewesen, so daß ich nicht daran denken konnte in dem gewählten Fach die Schlußprüfung zu bestehen. Dazu hatte ich aber ohnehin um so weniger Lust, als ich nicht wußte, was ich praktisch mit dem Geschichtsstudium anfangen sollte. Die heimischen Verhältnisse waren mir meiner demokratischen Gesinnung wegen verhaßt; ich fand sie in jedem Sinn unerträglich. In Deutschland aber hätte das Dorpater Staatsexamen mir nichts genützt. Ohne einen bestimmten Plan, von „uferlosen" Ideen bewegt, die ins Phantastisch-Überschwengliche gingen und den Stempel der Eitelkeit trugen, lebte ich mich mehr und mehr in den Gedanken hinein der Heimat den Rücken zu kehren und mein Heil in Deutschland zu versuchen. Dieser Entschluß wurde durch mancherlei äußere Momente gefördert, die an sich davon unabhängig waren. Im Frühjahr 1857, kurz vor der Heiligenseer Geschichte, war etwas vorhergegangen, das meinen Bruder nötigte sich exmatrikulieren zu lassen. Die Baltica hatte sich kurzweg geweigert, den „allgemeinen Comment" noch länger zu gewährleisten, war infolgedessen vom Chargiertenkonvent aufgelöst und vorschriftsmäßig

in „Verruf“ erklärt wurden. Das aber bedeutete so viel, daß kein Bursche berechtigt war den Mitgliedern der Baltica Genugthuung zu geben; mit andern Worten: es kam bei Zusammenstößen mit ihnen, wenn diese nicht vermieden werden konnten, auf den „Holzcomment“ heraus.

Da dies aber in den Augen der Burschen als Greuel aller Greuel galt, so war es auf das strengste untersagt einen im „Verruf“ Befindlichen ohne besonderen Grund zu beleidigen oder gar mit Thätlichkeiten zu bedrohen. Wir suchten deshalb Begegnungen mit Mitgliedern der Baltica soviel als möglich zu vermeiden. Mitunter hatte der Teufel aber doch sein Spiel; und so kam es, daß einer unserer Corpsburschen, ein älterer Mediziner mit russischem Namen aber deutscher Bildung, von einem der „verrufenen“ Balten aus irgend einem Anlaß beschimpft wurde und den Angreifer, als dieser die Beleidigung nicht zurücknehmen wollte, ins Gesicht schlug. Das forderte Blut; da der „allgemeine Comment“ aber jeden Zweikampf mit einem vom Verruf betroffenen innerhalb des dörptschen Kreises verbot — so wurde ausgemacht, daß man sich außerhalb desselben treffen solle. Auch dies erwies sich jedoch als unthunlich; die akademische Behörde hatte von der Sache Wind bekommen und die Landpolizei zu besonderer Aufmerksamkeit veranlaßt. Nun blieb nichts übrig als zu außerordentlichen Maßregeln zu greifen; denn zum Austrag mußte der Handel notwendig kommen. In der Annahme, daß einer der Nächstbeteiligten auf dem Platz bleiben werde, beschloß der Korpskonvent der Estonia für seinen Landsmann 500 Rbl. aufzubringen, um die Kosten der vielleicht unvermeidlichen Auswanderung nach Amerika zu decken. Der Zweikampf selbst aber sollte im Einvernehmen mit den Balten in Ostpreußen ausgefochten

werden. Dieses Programm ließ sich indessen nicht so leicht ausführen; denn damals gab es keine Eisenbahnverbindungen und Pässe konnte man natürlich nicht haben. Auch die Sekundantenfrage verursachte viel Kopfzerbrechen. Wer sollte die „Paukanten" über die Grenze begleiten? Für jeden Studenten, dem es darauf ankam, sein Staatsexamen zu machen und sein Fortkommen darauf zu begründen, war das eine Halssache allererstes Ranges.

Nach langen vergeblichen Verhandlungen erbot sich mein Bruder, der damals erst 19 Jahre alt war, aber keinerlei Examensabsichten hegte, in die Bresche zu treten. Auch er setzte sich damit übrigens keiner geringen Gefahr aus; denn die vereinbarten Bedingungen waren so scharf, daß im Fall eines unglücklichen Ausgangs, wie er vorauszusehen war, auch die Sekundanten schwerer Strafe entgegensehen mußten. Es war ausgemacht worden, daß bei Vorgehen bis auf 5 Schritt drei Kugeln aus gezogenen Pistolen gewechselt werden sollten. Das durfte fast als Todesurteil gelten; allein der Beleidigte bestand darauf, und nach den unter uns herrschenden Vorstellungen kam es dem Beleidiger nicht zu, mildere Vorschläge zu machen. Da nun das Gesetz überdies die Studentenduelle besonders unnachsichtig verfolgte, so ließen sich mein Bruder und sein „Paukant" vor ihrer Abreise aus der Matrikel streichen und verschwanden eines Abends geräuschlos aus der Stadt. Fast drei Wochen lang war nichts von ihnen zu hören; und ich begann das Schlimmste zu fürchten, da erschien mein Bruder ebenso geräuschlos, als er gegangen war, wieder, und zeigte sich, als ob nichts geschehen wäre, ganz unbefangen überall. Und doch lag eine abenteuerliche Zeit hinter ihm — voll Schwierigkeiten und Gefahren aller Art. Das geheimnisvolle Duell bei Memel wurde bald in den deutschen Blättern

besprochen; der wahre Zusammenhang blieb dunkel; ich selbst habe nie erfahren, wie mein Bruder samt seinem Begleiter über die preußische Grenze gekommen ist. Nur soviel sagte er und ist dabei sein Lebenlang geblieben, daß er sich habe feierlich verpflichten müssen, nicht darüber zu reden. Jedenfalls war die Gesellschaft nach M. gelangt. Das Zusammentreffen fand in einem nahegelegenen Wäldchen statt, verlief aber glücklicherweise nicht so schlimm, als es nach Absicht des Beleidigten sollte. Beim zweiten Gang erhielt er selbst einen Schuß durch beide Beine, was seine Hand so unsicher machte, daß er im dritten Gang fehlschoß. Sein Gegner hatte in die Luft gefeuert. Die Balten waren mit diesem Ausgang nicht zufrieden, sondern schlugen trotz der schweren Verwundung ihres „Paukanten" Fortsetzung bis zur völligen Kampfunfähigkeit vor. Darauf ging mein Bruder jedoch nicht ein; man trennte sich ohne Versöhnung. Es war Zeit; denn die Memeler Ärzte, die notgedrungen herausgekommen waren, weil man ihnen gesagt hatte, daß der Zweikampf unter allen Umständen, also auch ohne sie, stattfinden würde — hatten Anzeige erstattet, und die Polizei war den streitenden Parteien so rasch auf den Fersen, daß mein Bruder und sein Begleiter die Grenze nur mit knapper Not zu passieren vermochten, und auch das nur, weil es ihnen gelungen war sich in Memel sogenannte „Grenzkarten" auf falsche Namen zu verschaffen.

Auch auf russischer Seite aber hatte man „Lunte" gerochen. Die beiden Estländer mußten unter den verschiedensten Verkleidungen durch ganz Kurland flüchten, bis sie endlich nach Riga gelangten. Hier glaubte sich mein Bruder geborgen und war deshalb nicht wenig erschreckt, als er kurzerhand zum Generalgouverneur beordert wurde. Fürst Suwórow benahm sich auch

in diesem Fall als großer Herr; er empfing meinen Bruder höchst liebenswürdig mit den Worten: „Ich weiß schon Bescheid, möchte das Nähere aber aus Ihrem eigenen Munde erfahren!“ Einem blutjungen Studenten gegenüber war das das geeignetste Mittel; mein Bruder erzählte ihm alles, was er, ohne andere preiszugeben, erzählen durfte. Der Fürst aber zeigte sich dieses Vertrauens würdig und sorgte dafür, daß er unbehelligt blieb. Zum Teil mag das wohl auch damit zusammengehangen haben, daß das Duell in Preußen und nicht in Rußland stattgefunden hatte; trotzdem hielt es mein Bruder für ratsamer, sich nicht wieder immatrikulieren zu lassen, sondern von Dorpat Abschied zu nehmen. Das trug dazu bei, auch mich in dem Vorsatz zu bestärken, den ich innerlich schon längst erwogen. Wir gingen aber nicht gleich fort, sondern erst zu Anfang des neuen Semesters, der in den August fiel — zum Unterschied von Deutschland, wo die großen Ferien dann erst anzufangen pflegen.

Des Komitats, das uns beide ins „Philisterland“ führte, gedenke ich mit Wehmut, weil es eine Trennung fürs Leben bedeutete von fast allen, mit denen wir jahrelang, wenn nicht als Freunde, so doch als gute Kameraden, verkehrt. Nur mit wenigen bin ich später wieder zusammengekommen; die meisten sind längst unter dem grünen Rasen gebettet.

Fast immer fanden die Komitate im schon erwähnten „Thränenkruge“ statt, weil er an der nach Norden, d. h. nach Estland führenden Straße lag, etwa 10 Werst von Dorpat. Es war eine gewöhnliche Schenke, die nichts Poetisches an sich hatte. Für uns alte Burschen aber ist sie in der Erinnerung geweiht.

Die Feier verlief zunächst wie eine gewöhnliche „Schmorung“, ohne ernsten Anstrich; denn alles, was an Rührseligkeit mahnte, war uns verhaßt. Die

Füchse wurden bei solchen Gelegenheiten sogar rauher behandelt als sonst. Zum Schluß kam aber die uns bewegende Stimmung zum Durchbruch. Die ganze Versammlung ordnete sich paarweise; voran gingen, von den nächsten Freunden geleitet, wir zwei Scheidende, und durch das hereinbrechende Abenddunkel erklang es ergreifend:

„Bemooster Bursche zieh ich aus,
Ade —
Behüt' dich Gott, Philisterhaus,
Ade —
Zur alten Heimat zieh' ich ein,
Muß selber nun Philister sein —
Ade, Ade — Ade!"

Der Postwagen war vorausgefahren und hielt, als die letzten Töne verklangen. Dann umarmten und küßten wir uns — zum ersten und zum letzten Mal. Echte Thränen flossen dabei, wie sonst nie.

Wir fuhren durch Nacht und Nebel zuerst nach dem väterlichen Gute; dann nach Reval. Dort wurde ausgemacht, daß wir zum Beginn der Vorlesungen im Spätherbst nach Berlin gehen und dort unsere Studien fortsetzen oder vielmehr anfangen sollten. Mein Heimatleben aber war zu Ende; ein neuer Abschnitt meines Daseins begann. —

Ich bin mir bewußt, daß die obigen Schilderungen des studentischen Treibens in Dorpat, wie es sich um die Mitte der 50er Jahre ausnahm, vielfach keinen sonderlich günstigen Eindruck hinterlassen werden. Wenn aber von diesen Dingen überhaupt gesprochen, wenn sie nicht der Vergessenheit überliefert werden sollen, dann muß man sie malen, wie sie wirklich gewesen sind, und darf nicht „retouchieren". Im übrigen aber möge man nicht übersehen, daß es sich bei solchen Darstellungen weit hinter uns liegender Zustände mehr

um die äußere Seite handeln muß, die sich dem Gedächtnis einprägt, als um die inneren Vorgänge, die seelischen und geistigen Beziehungen, die sich überhaupt nicht leicht verständlich machen lassen — am wenigsten aber nach fast 50 Jahren. Und doch hat, was dem Studentenleben seinen wahren Reiz und Wert verlieh, vor allem in diesen Beziehungen gelegen, nicht in dem, was uns jungen Menschen damals als „Burschenherrlichkeit" imponierte, während es im Grunde doch nur kindisches Spiel, zum Teil auch Äußerungen ungebrochener Roheit und einer Kraft waren, die, auf Irrwege geraten, sich in wildem Überschwang auszuschäumen suchten. Aber es stak doch eben Kraft in dieser altgermanischen Trunk- und Kampffreudigkeit — keine blasierte Überlegung und Vorsicht im Verkehr mit den Menschen, wie man sie bei der heutigen Jugend häufig findet, neben einer Neigung zum Wohlleben und Luxus, die uns in der Tiefe der Seele verächtlich erschien. Auch geistig aber sah es anders und besser aus, als es den Anschein hatte, wenn man die Studenten beim Kneipen und Raufen beobachtete. Aus dem alten Dorpat sind viele bedeutende Männer der Wissenschaft und des praktischen Lebens hervorgegangen, von denen manche sogar Weltruf erlangt haben. Hier seien nur Karl Ernst v. Baer, Ernst v. Bergmann und Georg Schweinfurt genannt. Das weite Reich von Petersburg bis Wladiwostock wimmelt von alten Dorpatensern, die in den verschiedensten Berufen thätig sind und im besten Sinne des Worts als „Kulturträger" gelten. Jetzt ist der Zustrom freilich ins Stocken geraten, weil man die Quelle abgegraben hat. Noch aber lebt unter den Vertretern des Geschlechts, das bis 1885 heraufreicht, das alte Dorpat fort und der von ihm ausgehende Segen wirkt im stillen weiter.

Wenn es dort also wild und selbst roh hergegangen ist, so darf das weit weniger wunder nehmen, als daß deutsches Wesen und deutsche Gesittung sich an dem schmalen Streifen an der Ostsee überhaupt haben halten können, da er doch nur von einer Seite, vom Westen, Kultureinflüsse empfing, während von Osten und Süden halbasiatische und deutschfeindliche Strömungen auf die dünne deutsche Oberschicht drückten, der Norden und Nordwesten aber wegen der Abgeschlossenheit Schwedens und Finnlands gar nichts boten. Dabei flossen auch die westlichen Kulturquellen oft spärlich genug, weil die russische „Staatsraison" sie besonders unter Nikolaus I. für revolutionär vergiftet hielt und die Grenze deshalb jahrzehntelang fast hermetisch sperrte, Wir hatten also, ganz auf uns selbst angewiesen, die ungeheure Last zu tragen, mit der Halb-Asien auf uns lag, ohne an der letto-estnischen Unterschicht einen Stützpunkt für unsere Eigenart zu haben. Die „interessanten Nationalitäten" waren damals zwar noch nicht erfunden; in ihrer passiven Gleichgültigkeit aber wirkten die eingeborenen Stämme wie ein Klotz am Bein, während wir gleichzeitig schon vor einem halben Jahrhundert, durch die Erfahrungen der sogenannten „Bekehrungszeit" gewitzigt, fürchten mußten, daß sie uns bei der ersten passenden Gelegenheit in den Rücken fallen würden.

In Deutschland wird uns oft vorgeworfen, wir hätten die Letten und Esten nicht zu „germanisieren" verstanden, wie es in Preußen mit den dortigen Ureinwohnern geschehen. Dieser Tadel ist jedoch nicht gerechtfertigt; denn im Mittelalter war die Einwanderung der Bauern nach Livland viel zu gering, als daß sie in diesem Sinn hätte wirksam werden können — alles blieb in Ostdeutschland hängen. Später aber, d. h. von der Mitte des 16. Jahrhunderts an, haben

die neuen Herrscher des Landes, — Schweden, Polen und Russen, auf das strengste darauf gehalten, daß die Landbevölkerung keinen deutschen Unterricht erhielt. In diesem Stück sind sie samt und sonders nichts weniger als saumselig gewesen. Wie also hätten wir es anfangen sollen, um „germanisierend" zu wirken? Das war schon deshalb unmöglich, weil das Land, oder doch Livland und Estland, von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis in das erste Drittel des 18. von unaufhörlichen Kriegen zerfleischt wurde, die für systematische Friedensarbeit weder Zeit noch Kraft übrig ließen.

Als unter Rußlands Szepter (seit 1710) endlich Ruhe eintrat, ist das Versäumte soviel als möglich nachgeholt worden. Ich habe mit Recht hervorheben dürfen, daß die estnisch-lettische Bevölkerung der drei Provinzen gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zu den bestunterrichtetsten in Europa gehörte — aber deutsch konnte der Unterricht aus den obengenannten Gründen nicht sein.

VII.

Als ich Estland im Oktober 1857 verließ, wußte ich nicht, daß ich nur besuchsweise zurückkehren und mein Leben in der Fremde verfließen würde. Gerade deshalb aber, weil es ein Abschied für immer war, möchte ich noch einige Worte über den bedeutungsvollen Zeitabschnitt sagen, der für mich der letzte sein sollte — die Jahre 1853—1856 zumal, die den Krimkrieg umfassen.

Schon früher habe ich auf die Wichtigkeit dieser Jahre für die innere Entwicklung der Ostseeprovinzen hingewiesen. Den Krimkrieg könnte man in gewissem

Sinn das Gegenstück zum nordischen Kriege nennen. Hatte der eine schier hoffnungslos zerstörend gewirkt, so darf dem andern nachgesagt werden, daß er in seinen Folgen vielfach zum Segen geworden ist. Das klingt seltsam, läßt sich aus dem Charakter und Verlauf des Krieges an der Ostsee aber leicht erklären.

Zu Anfang freilich war davon nicht viel zu merken. Die einzige Erinnerung, die mir geblieben, ist die, daß 1853 an einem Herbstnachmittage unser russischer Lehrer mit den Worten in die Klasse trat: „Nun, ihr Krieger, jetzt haben wir Krieg!“ Dies mag sich darauf bezogen haben, daß manche Faulpelze bei den ersten Nachrichten von den damals beginnenden Verwicklungen mit der Türkei, in der Hoffnung, der Schulbank zu entkommen, eine fieberhafte „patriotische“ Erregung zeigten, der der Lehrer Rechnung tragen zu müssen glaubte. Wirklich verschwanden manche von ihnen sehr bald und traten als „Junker“ freiwillig ins Heer; denn die allgemeine Wehrpflicht bestand damals noch nicht und Edelleute brauchten nicht zu „losen“. Andere wurden auf Kosten der Ritterschaften ausgerüstet; doch geschah dies erst etwas später, im Frühjahr 1854, als die Westmächte Rußland den Krieg erklärten und eine gewaltige englisch-französische Flotte in der Ostsee erschien. Bei uns entstand dadurch ungeheure Erregung; denn jedermann war überzeugt, daß der Schwerpunkt des Kampfes in den Norden fallen würde, wo die Hauptstadt des Reiches lag, nicht in den Süden, wo nichts entschieden werden konnte. Die Gründe, warum es anders gekommen ist, kann ich hier nicht erörtern. Thatsache aber ist, daß in der Ostsee, von der Beschießung Swéaborgs abgesehen, nichts ernstliches unternommen wurde, die englisch-französische Flotte vielmehr sich darauf beschränkte, zwei Sommer lang hin- und herzufahren, wobei sie niemand störte.

Die russische Seemacht hatte sich wohlweislich nach Kronstadt zurückgezogen, und die Verteidigung fiel ausschließlich den an den Küsten des finnischen Meerbusens versammelten Landtruppen zu — in Estland vor allem der kaiserlichen Garde, aber auch Teilen des Donischen, Uralischen und Tschernomorischen Kosakenheeres; ja auch Baschkiren haben wir die Ehre gehabt bei uns zu sehen. Da es damals zwischen Petersburg und den Ostseeprovinzen noch keine Eisenbahnverbindung gab, sah man alle diese Truppen schon zeitig im Frühjahr zu Fuß und zu Pferde anmarschiert kommen; und da sie alle Reval passierten, war unsere Neugier wochenlang reichlich in Anspruch genommen. Von dort aus wurden sie längst der Küste nach und nach verteilt. Ich maße mir kein militärisches Urteil an, erinnere mich aber sehr genau, daß die Art und Weise dieser Verteilung zu manchen Spötteleien Anlaß bot und reichlich belacht wurde. Obgleich nämlich der estländische Strand vielfach, namentlich aber in seinem östlichen Abschnitt, eine hohe Steilküste bildet und deshalb für Truppenausschiffungen möglichst ungeeignet ist, fürchtete man auf russischer Seite doch gerade das und besetzte die Küste deshalb so dicht, als die vorhandenen Kräfte irgend erlaubten — sogar mit Reiterei. Auf dem Gute meines Oheims, das wir während des Sommers meistens bewohnten, lag z. B. zweimal hintereinander, 1854 und 1855, eine Schwadron Leibgarde-Ulanen, obgleich gerade dieser Teil des Strandes völlig unnahbar war — wegen des steilen „Glints", der stellenweise bis unmittelbar ans Wasser vorsprang, und noch mehr wegen der Untiefen, die überall drohten. Alle Leuchtfeuer waren natürlich gelöscht; schon das zwang die Verbündeten zu der äußersten Vorsicht; denn der finnische Meerbusen gehört zu den gefährlichsten Gewässern, die es giebt. In

der That hat sich während jener zwei Jahre kein feindliches Schiff dem Ufer genähert. Trotzdem, wie gesagt, mußten die Leibgarde-Ulanen das von niemandem bedrohte Ufer hüten, als ob es ihr „Augapfel" gewesen wäre. Nicht weit von dem Gut — etwa vier Werst westlich — an der anderen Seite der Halbinsel lag das Städtchen Baltischport, das einen eignen kleinen Hafen besaß. Hier wäre eine Landung eher möglich gewesen, denn das Fahrwasser war tief. Gerade dieser Punkt aber blieb unbesetzt. Etwas weiter rückwärts standen allerdings einige Dutzend Kosaken, und wenn ich nicht irre, eine Kompagnie des wolhynischen Infanterieregiments.

Über die Haltung der Truppen wurde im allgemeinen nicht geklagt. Die Mannszucht im russischen Heer war damals von eiserner Strenge. Die Offiziere hatten ihre Leute völlig in der Hand, und da man ihnen auf den Gütern freundlich entgegenkam und ihnen nicht nur willig alles gab, was sie zu beanspruchen hatten, sondern häufig noch mehr, so ließ sich mit ihnen leben, und sie thaten meistens das Ihre, um Unannehmlichkeiten zu vermeiden. Wenn auf heimlichem Wege ein kleiner Vorteil erreicht werden konnte, so nahm man ihn freilich recht gern mit. So kam mein Oheim z. B. dahinter, daß der Rittmeister die Soldaten beauftragt hatte, sich ihr Heu aus den Gutsscheunen zu holen, statt es zu kaufen. Doch wurde aus diesem kleinen Kniff nicht viel Wesens gemacht, sondern nach wie vor für die Offiziere der Schwadron offene Tafel gehalten. Es waren meist gebildete Leute — in dem damals üblichen Sinn wohlgemerkt — d. h. sie sprachen geläufig Französisch, viele auch Deutsch und konnten sich über alles Mögliche unterhalten. Der schlaue Rittmeister war sogar ein großer Philosoph und konnte stundenlang von den abstraktesten Dingen

reden. Ein älterer Leutnant, der übrigens von deutscher Herkunft war, hatte sich als russischer Dichter bereits einen Namen gemacht. Dann waren zwei kurische Barone da, die ein unmögliches Russisch sprachen und über alles wie die „Rohrsperlinge" schimpften. Ferner ein Irländer, der von den alten „Inselkönigen" abstammen wollte und darauf äußerst stolz war, während sich sein russischer Patriotismus nicht so waschecht erwies. Endlich ein junger Leutnant — neben dem Rittmeister der einzige echte Russe, und auch der einzige, der über die Erstürmung des Malakowhügels bei Sebastopol Thränen der Wut vergoß. Von soldatischem Ehrgeiz war bei den Herren nur wenig zu finden. Als die Schwadron eines Nachts im Freien lagern mußte, herrschte allgemeiner Verdruß; des anderen Tages aber hatte alles dicke Backen und stöhnte. Die Kameradschaftlichkeit war wenig entwickelt. Die Offiziere verkehrten weder unter sich noch mit denen der in der Nachbarschaft liegenden Schwadronen; es herrschte ein kalter, fast unfreundlicher Ton. Politisch dachten mehrere von ihnen sehr radikal und gaben sich keine Mühe, das in der Unterhaltung zu verbergen. Bei meiner damaligen Denkweise fand ich Gefallen daran und trat namentlich dem jungen Irländer näher.

Reval war Hauptquartier des in Estland befehligenden Generals und wurde, da es noch immer als Festung galt, in Verteidigungszustand gesetzt. Dabei ging es ohne allerhand Lächerlichkeiten nicht ab, die freilich unvermeidlich sein mochten. Da nichts Besseres da war, mußten sich uralte, verrostete Geschütze, die seit mehr als 150 Jahren in Wind und Wetter gelegen, kriegsmäßig aufputzen lassen, als ob es Waffen neuester Beschaffenheit wären. Zerfallene Wälle, halb morsche Brücken, einsturzreife Kasematten, Kasernen und Ma-

gazine wurden notdürftig in Ordnung gebracht und für dienstfähig erklärt; vor allem aber nach und nach die ganze weite Bucht von Reval mit Batterien besetzt, so daß es, wohin man kam, von Geschützrohren starrte, die aber samt und sonders nicht viel taugten.

So komisch sich diese Vorbereitungen ausnahmen, hatten sie doch auch ihre ernste Seite; denn sie zeigten, daß man sich auf eine Beschießung, vielleicht auch einen Landungsversuch der Verbündeten gefaßt machen mußte. Das veranlaßte einen großen Teil der Bevölkerung, namentlich Frauen und Kinder, zu flüchten, und auf den Gütern ein zeitweiliges Unterkommen zu suchen. Dabei wurden, soviel ich weiß, die besten Erfahrungen gemacht. Überall trat freundliche Hilfsbereitschaft hervor — besonders auf den mehr landeinwärts gelegenen Gütern, wo kein Militär einquartiert war, also auch kein Raummangel herrschte. Auch die Schulen waren natürlich geschlossen und alles hatte sich zerstreut. Als ich im Frühjahr 1854 mit meinem Bruder durch Reval kam, um mich auf ein im Westen des Landes gelegenes Pastorat zu begeben, wo wir von unserem alten Lehrer konfirmiert werden sollten, fanden wir die Straßen so leer, daß die Schritte hallten. Alle zehn Schritt stand auf dem Bürgersteig ein großes Faß mit fauligem Wasser, das man für den Fall einer Beschießung zur Hand haben wollte, während es in Wirklichkeit keine andere Aufgabe hatte, als zu „stinken"; denn auf Erneuerung des Inhalts wurde nicht gesehen. Ebenso mußte auf jedem Hausboden ein solches Faß stehen — auch dort also stank es mächtig.

Anziehender war der Anblick, den man von der steilen Höhe des Dombergs genoß. Da lag das weite Meer vor uns mit der verbündeten Flotte am Horizont. Ihre großen Linienschiffe hüteten sich wohl, der

an dieser Stelle flachen Küste zu nahe zu kommen. Statt dessen dampften kleine naseweise Kanonenboote bis dicht an den Hafen heran — unbekümmert um die Salven, die sie von allen die Bucht umkränzenden Batterien erhielten. Die Luft war mit bläulichweißem Rauch erfüllt; eine Weile sah man nichts. Atemlose Spannung — dann zerstreute ein Windstoß den Rauch — da lagen die Kanonenboote unbeschädigt und munter. Wo die Kugeln hingekommen waren, mochte der Himmel wissen — getroffen hatten sie jedenfalls nicht. Auch die englisch-französischen Geschosse thaten übrigens keinen großen Schaden — hier und da an der Küste wurden ein paar Häuser zusammengeschossen — das war alles. Häufiger fanden kleine Landungen statt — aber nur zum Aufkauf von Fleisch, Butter, Eiern, frischem Gemüse 2c., die der Feind gewissenhaft und reichlich bezahlte. Bei den Bauern wurde er dadurch bald so beliebt, daß sie sich wohl hüteten, die in der Nähe gelagerten russischen Truppen auf die Bewegungen der Schiffe aufmerksam zu machen. Selbst aber verstanden jene so wenig darauf zu achten, daß es an dem estländischen Strande während der Kriegssommer zu keinem einzigen blutigen Zusammenstoße kam. In Finnland ging es ernsthafter her. Die Beschießung von Sweaborg war kein Kinderspiel. Die Verbündeten zogen sich aber nach 24stündigem Kampf unverrichteter Sache zurück. Sie wußten nicht, daß die Festung keinen Schießbedarf mehr besaß und binnen kurzem die „weiße Fahne" hätte aufziehen müssen. So ist mir von einem Landsmann berichtet worden, der die Beschießung als Militärarzt miterlebt hat.

Dagegen hatten sie es im Herbst 1854 allem Anschein nach auf das ziemlich wehrlose Reval abgesehen, wo man nach dem harmlosen Verlauf des Sommerfeldzuges so sicher geworden war, daß die Schulen zu

Anfang September wieder eröffnet wurden. Das führte auch meinen Bruder und mich in die Stadt zurück. Um so lieber waren wir gekommen, als wir gleich den übrigen Schülern kindisch genug waren auf eine Beschießung zu hoffen, die wir uns als ein unvergleichliches Schauspiel dachten. Und wirklich schien dieser Traum in Erfüllung zu gehen. Am 2./14. September, einem herrlichen, völlig windstillen Tage, so daß die See weiß wie eine „Milchbütte" vor uns lag — kam die feindliche Flotte, 102 Segel stark, in Sicht und legte sich vor der Stadt. Es war ein großartiger Anblick, der uns alle mit unbeschreiblicher Aufregung erfüllte. Niemand bezweifelte mehr, daß der folgende Morgen unter Kanonendonner anbrechen werde, und wir dummen Jungen freuten uns wie „Schneekönige" darauf. Es kam aber anders. Aus Gründen, die meines Wissens nie bekannt geworden sind, zog sich die verbündete Flotte in der Frühe des 3./15. September zurück und blieb etwa 14 Werst von Reval bei der der Bucht vorgelagerten Insel Nargen liegen. Aus den Fenstern unserer Klasse konnten wir sie dort bis Mitte Oktober erblicken. Dann verließ sie die Ostsee — zum Schmerz der Insulaner, die während des ganzen Frühjahrs und Sommers im Golde geschwommen. Englische und französische Goldstücke waren noch lange nach Beendigung des Krieges im Umlauf.

Obgleich aber seit dem Abzug der feindlichen Flotte jede Gefahr auf Monate hinaus beseitigt schien, wurde der Belagerungszustand in Reval auf das strengste aufrecht erhalten. Oberbefehlshaber war ein General, der später als Bewältiger des polnischen Aufstandes von 1863—65 bekannt geworden ist. In Reval hatte er keine Gelegenheit, sich durch etwas anderes hervorzuthun, als durch außerordentliche Strammheit im Dienst. Das Hotel St. Petersburg, wo er mit seinem Stabe

hauste, wurde als eine Art „Geßlerhaus“ angesehen und, wenn irgend möglich, scheu umgangen.

Uns Schüler focht das alles freilich nicht an. Obwohl mehrere von uns, darunter auch ich, damals in der Vorbereitung zur Reifeprüfung steckten, ließen wir uns in unserem übermütigen Treiben nicht stören. Dabei wäre es uns aber bei einem Haar sehr übel ergangen. Wir hatten, ich weiß nicht mehr wie, in Erfahrung gebracht, daß eine junge Dame, die in der städtischen Gesellschaft eine Rolle spielte, sich über uns abfällig geäußert habe, und beschlossen, ihr deshalb in Gestalt einer „Katzenmusik“ einen Denkzettel zu geben. Daß das unter den obwaltenden Verhältnissen bedenkliche Folgen haben könnte, verhehlten wir uns bei all unserem Leichtsinn und unserer Unüberlegtheit übrigens nicht und trafen deshalb alle nur erdenklichen Vorsichtsmaßregeln. Das betreffende Haus war günstig gelegen — der Nikolaikirche gerade gegenüber, und an ein Labyrinth kleiner dunkler Gassen gelehnt, die uns im Notfall als Rückzugslinien dienen konnten. Am späten Abend versammelten wir uns geräuschlos, 15 bis 20 Mann hoch, vor dem Hause. Einer von uns, der ungewöhnlich stark war, hielt die Thür von außen zu — die übrigen aber erhoben ein Gequiek und Gejohle, das etwa 5 Minuten währte; dann zerstreute sich die ganze Gesellschaft rasch und verschwand in den engen dunklen Gäßchen, die wir als wohlbestallte Bummler gründlich kannten. Es war aber auch Zeit; denn im Nu waren die Kosackenpatrouillen des Hauptquartiers zur Stelle — und jagten, die Lärmmacher suchend, hin und her. Da wir aber schlau genug gewesen waren keine Gruppen zu bilden, so fanden sie nichts Verdächtiges und gaben die Hetze bald wieder auf. Damit war die Untersuchung aber nicht zu Ende; es wurde noch lange nach den Übelthätern geforscht,

die es gewagt hatten, sozusagen „vor der Nase“ des Höchstkommandierenden eine „Katzenmusik“ zu bringen und damit den Belagerungszustand zu verhöhnen. Seltsamerweise verfiel niemand auf uns, und allmählich schlief die Sache ein. Sie hätte uns, wenn wir entdeckt worden wären, den Hals kosten können; denn der General verstand keinen Spaß.

Alle diese Zwischenfälle, die großen wie die kleinen, dienten nur dazu den harmlosen Verlauf des Krieges bei uns im Norden grell zu beleuchten — im schärfsten Gegensatz zu dem furchtbaren Ringen, wie es im Süden gleichzeitig stattfand. So unmittelbar miterleben, wie es die heutigen Verkehrsmittel gestatten, ließ sich das freilich nicht. In Rußland gab es damals nur wenige Eisenbahnen und der elektrische Telegraph war nirgends in Thätigkeit, obwohl sein Erfinder, Baron Schilling v. Cannstadt, ein geborener Estländer, in Petersburg lebte. Statt dessen bediente man sich an der Küste des alten Flügeltelegraphen, den schon die Perser zu Alexanders des Großen Zeiten gekannt haben sollen, der aber natürlich nur bei hellem Wetter gebraucht werden konnte, wie es im Norden zu den Ausnahmen gehört. So dauerte es oft wochenlang, bis die Nachrichten aus Sebastopol zu uns gelangten; und dann erhielten wir sie meist unsicher und bruchstückweise, weil die Regierung nicht zugeben wollte, daß es da unten, trotz aller Tapferkeit der Verteidigung, hoffnungslos aussehe und das Ende nahe. Kaiser Nikolaus I. war aus Gram darüber gestorben; sein Nachfolger wollte natürlich nicht als Besiegter vor die Nation treten, die sich seiner Leitung anvertraut hatte. Der Krieg ging also weiter, ohne daß man ihn bei uns am eignen Leibe merkte.

Die Preise für alle ländlichen Erzeugnisse standen ungemein hoch, und die Anwesenheit großer Truppenmassen sorgte dafür, daß des Absatzes wegen keine Verlegenheit entstand. Damals kam soviel Geld ins Land, daß sich bald in allen Verhältnissen der merkwürdige Aufschwung zeigte, den ich schon mehrmals erwähnt habe. Mit ihm freilich kam auch der Stimmungsumschwung unter die Bauern, der sich zu Anfang der 60er Jahre in der unerfreulichsten Weise geltend machen sollte — doch gehört das nicht hierher; denn ich habe es nicht persönlich mit angesehen oder doch nur bei Besuchen vorübergehender Art. Trotzdem ist das Menschenalter, das zwischen dem Krimkriege und dem Beginn der Russifizierungsära liegt, die erfolgreichste und glänzendste Zeit des baltischen Deutschtums gewesen.

Am 2./14. Oktober 1857 schifften wir beide, mein Bruder und ich, uns in Reval ein, um über Riga nach Berlin zu reisen. Damals war das der gegebene Weg, weil erst von Königsberg an Eisenbahnverbindung bestand. Der Dampfer „Hero" war ein neues, in England gebautes Schiff, das seine zweite Fahrt von St. Petersburg nach Riga machte. Trotz der vorgerückten Jahreszeit und des rauhen, nebligen Wetters verstand niemand Besorgnisse zu hegen. Die Schiffsgesellschaft saß um 3 Uhr vergnügt plaudernd bei Tisch, als ein furchtbarer Stoß das Schiff erschütterte, dem mehrere schwächere folgten. Dann stand der Dampfer still und legte sich schief. Entsetzt sprang alles auf und stürzte wie immer in solchen Fällen auf Deck. Man schrie nach dem Kapitän, der zu beruhigen versuchte, indem er erklärte, daß wir zwar aufgelaufen seien, mit Gegendampf aber bald wieder abkommen würden. Da er wie die Mannschaft vollkommen gefaßt schien, glaubten die Reisen-

den, nachdem der erste Schreck überstanden, auch ihrerseits an keine Gefahr und warteten geduldig darauf, daß das Schiff sich wieder in Bewegung setze. Nach etwa 20 Minuten geschah das wirklich; wir gingen rückwärts, um die verhängnisvolle Stelle bei der Weiterfahrt zu vermeiden. Es war der sogenannte „Grasgrund," eine Untiefe, die von der estländischen Küste etwa 20 Werst entfernt sein mag; in der Ferne westlich sah man, vom Nebel halb verschleiert, den einsamen Leuchtturm von Odinsholm, einer kleinen von schwedischen Fischern bewohnten Insel.

Wir mochten etwa 500 Schritt von der Sandbank entfernt sein, als ein Reisender kreideweiß im Gesicht auf dem Deck erschien und mit schlotternden Knieen keuchte: Vier Fuß Wasser in der II. Kajüte! Es stellte sich heraus, daß der Schiffsboden ein klafterlanges Loch erhalten hatte, so daß das Wasser in Strömen eindrang. Erreichte es den Maschinenraum, so waren wir verloren. Es handelte sich also um Minuten. Der alte Lübecker, der das Schiff führte, verlor aber keinen Augenblick den Kopf. Rasch entschlossen befahl er: auf die Sandbank zurück! Daß dies ein Rennen auf Tod und Leben sei, sahen wir alle — wenn das Schiff bei dem erneuten Zusammenstoß auseinanderbrach, dann war es aus. Darauf aber mußte man bei der Gangart, die der Kapitän befohlen hatte, gefaßt sein. Ein jeder klammerte sich an, wo er konnte, und erwartete mit angehaltenem Atem den furchtbaren Stoß. Er kam, und wir lagen alle am Boden, rollten wie Billardbälle hin und her. Das Schiff war nicht geborsten, aber es hatte sich dermaßen auf die Seite gelegt, daß es schwer war, sich auf dem Verdeck aufrecht zu bewegen.

Die Auftritte, die nun folgten, will ich nicht beschreiben. Schiffbrüche sind so oft geschildert worden, daß es unmöglich ist neues zu sagen; denn auch in diesem Fall verlief alles nach dem bekannten Schema. Kopflos und verzweifelt rannten die Leute hin und her; alles drängte nach den Böten und wollte um jeden Peis hinein. Zum Glück waren nur etwa 40 Reisende da; so daß alle wegkommen konnten. Die Einschiffung gelang auch allmählich. Allein ein kritischer Zeitpunkt ging voran. Die Matrosen zeigten nämlich nicht übel Lust, zu meutern und uns hilflos zu verlassen. Da sah man aber wiederum, aus welchem Holz der Kapitän geschnitzt war. Einen mächtigen Knüttel ergreifend, schlug er auf die auffässigen Feiglinge los wie „auf kalt Eisen", indem er gleichzeitig Worte brauchte, die ich nicht wiedergeben möchte. Das wirkte magisch. Im Nu war die Ordnung wieder hergestellt, und die Leute machten sich gehorsam daran, die Böte auszusetzen. Zuerst kamen natürlich die Frauen und Kinder an die Reihe, die in den beiden ersten Booten untergebracht wurden. Eine Stunde nach dem Unfall etwa konnten sie abstoßen, in der Richtung des Odinsholmer Leuchtturmes, der bei der beginnenden Dämmerung des kurzen Oktobertages kaum noch gesehen werden konnte. Die See ging hohl und ein rauher Nordwest wehte entgegen, so daß es eine mühsame, gefährliche Ruderarbeit gab. Im dritten und letzten Boot hatten mein Bruder und ich Platz gefunden; der Kapitän mit ein paar seiner Leute blieb an Bord, Er wollte das Schiff um keinen Preis verlassen. Übrigens aber rechnete er auf baldigen Entsatz; denn ein von der Insel kommendes Segelboot war in Sicht. Als unser Boot abstoßen wollte, tauchten auf dem Deck plötzlich noch einige zurück-

gebliebene Deckpassagiere auf, die verzweifelt die Hände rangen und durchaus mitwollten. Das Boot war überfüllt, es ragte nur etwa eine Handbreit aus dem unruhigen Wasser hervor. Trotzdem befahl der Kapitän wieder anzulegen. Mein Bruder, der der Schiffstreppe zunächst saß, ließ die Leute einsteigen, ging aber selber auf das Schiff zurück, weil er glaubte, daß das Boot nicht imstande sei die ihm zugemutete Last zu tragen. Ich konnte ihm nicht folgen, weil ich hinten saß und ein paar halb ohnmächtige Weiber über mir lagen. So fuhren wir ab, in die Wellenberge hinein, die uns unter dem düstren Herbsthimmel drohend entgegenrollten. Bald aber kam uns das Segelboot entgegen, so daß ich meines Bruders wegen beruhigt sein zu dürfen glaubte.

Unsere eigene Fahrt war unheimlich genug; denn die Dunkelheit brach herein und die Matrosen brachten uns mit der äußersten Anstrengung so langsam weiter, daß wir fast sechs Stunden brauchten, um die 14 Werst entlegene Insel zu erreichen, von der man bald nichts sah als den Schein des Leuchtfeuers in der Ferne. Als wir endlich anlangten, war es so finster, daß wir das rettende Ufer erst beim Anprall des Bootes erkannten. Nun erwachten die ohnmächtigen Weiber, die während der Fahrt wie tot auf mir gelegen, plötzlich, und alles drängte ans Ufer, ohne eine Ahnung davon zu haben, wo wir waren. Nur landeinwärts — weg von dem gräßlichen, schwarzen, tobenden Wasser. Über Geröll strauchelnd, fielen wir über flache Steine und Kreuze — wir waren, wie sich bei Tage herausstellte, auf den Kirchhof der Insel geraten. Naß bis auf die Haut, zerschunden, hungrig, totmüde, fanden wir endlich die dorfartig zusammenstehenden wenigen Häuser, die sich auf Odinsholm,

das weder Baum noch Strauch trägt, befinden, und damit auch die schon vor uns angelangte Reisegesellschaft, die sich an einem großen Feuer, so gut es ging, trocknete und wärmte. Jeder von uns suchte nun auch ein Unterkommen zu finden, ohne sich viel um die anderen zu kümmern. Ich fand ein solches in einer kalten Vorratskammer, d. h. eine leere Bettstatt — sonst gab es nichts.

Die armen Fischer, die nur Schwedisch sprachen, und durch unser massenhaftes und unerwartetes Erscheinen deshalb in um so größere Verlegenheit gerieten, hatten nichts, um uns zu versorgen; jedenfalls wollten sie nichts hergeben. Wir aber waren furchtbar hungrig; denn seit dem gestörten Mittage hatte niemand etwas gegessen — und scheuten uns deshalb nicht, von unserer augenblicklichen Überlegenheit Gebrauch zu machen und zu nehmen, was wir fanden. Allerdings beruhigten wir unser Gewissen damit, daß wir bezahlten. Trotzdem war es ein Kriegszustand, der während unserer unfreiwilligen „Robinsonade" herrschte; denn die Leute wollten ihre Kartoffeln und was sie sonst hatten, behalten, nicht aber Geld dafür nehmen. Bei ihrer Weltabgeschiedenheit und Armut konnte es ihnen nicht leicht fallen ihre Vorräte, die sie angesichts des herannahenden Winters doppelt schonen mußten, zu ergänzen. Wir aber kümmerten uns darum, wie gesagt, nicht im geringsten, und konnten es auch nicht; denn niemand vermochte zu sagen, wie lange wir genötigt sein würden, auf der einsamen Insel zu bleiben. Die See war nicht gerade stürmisch, aber doch stark bewegt; und am Horizont sah man nirgends hilfsbereite Schiffe. Erst am folgenden Abend kam der Kapitän, der bis dahin standhaft auf seinem gestrandeten Fahrzeug ausgehalten hatte, mit einem Boot an Land und

teilte uns mit, daß es ihm gelungen sei sich mit einem kleinen Kriegsschiffe, welches Vermessungsfahrten machte, in Verbindung zu setzen, und daß dessen Kapitän versprochen habe diejenigen von uns, die am nächsten Morgen bei Tagesanbruch an Bord kommen wollten, mitzunehmen. Wie sie ans Schiff gelangten, sei ihre Sache — abholen lassen könne er sie nicht. Dieser Aufforderung entschlossen sich nur fünf von uns nachzukommen; den übrigen 35 hatte der Schiffbruch einen so heillosen Schrecken eingejagt, daß sie lieber dem Hungertode trotzen als sich abermals aufs Wasser hinauswagen wollten. Wir 5 waren umgekehrt lieber bereit jeder Gefahr ins Gesicht zu sehen, als ungewaschen und ungekämmt, vor Kälte zitternd und ohne Nahrung noch länger auf dem ungastlichen Eilande zu verweilen, wo uns schließlich vielleicht nichts übrig geblieben wäre, als zu Menschenfressern zu werden. Denn eine Gesellschaft von 40 Personen konnten die armen Fischer im besten Fall nur ganz kurze Zeit ernähren.

Beim Morgengrauen erhoben wir uns und schlichen an den Strand, wo eine Nußschale von Boot fertig lag, um uns an Bord des etwa eine Werst vom flachen Ufer entfernt auf dem wilden Wasser tanzenden Dampfers zu bringen. Ohne Unfall ging es dabei nicht ab. Die einzige Dame, die mit uns war, eine Mecklenburgerin von auffallender Schönheit, fiel beim Erklettern der Schiffstreppe ins eisige Wasser, und mußte sich in diesem Zustande auf das Schiff schleppen lassen. Der Kapitän war ritterlich genug ihr seine Kajüte abzutreten. Das war aber auch alles, was er zu thun vermochte; denn auf Kriegsschiffen giebt es weder Frauenkleider noch weibliche Bedienung. Die Dame, die übrigens schon beim Schiffbruch erstaunliche Kaltblütigkeit und Selbstbeherrschung gezeigt, benahm

sich auch in dieser peinlichen Lage musterhaft und äußerte keine üble Laune. Unseres Bleibens auf dem Vermessungsschiff war nicht lange. Der Kapitän, ein Kurländer von sehr bekanntem alten Namen, sagte uns, daß er uns beim nächsten Haltepunkt der zwischen Riga und Reval verkehrenden Dampfer, der kleinen Insel Harri, absetzen müsse, da das Fahrwasser zu flach sei, als daß er an dem Badeort Hapsal anlegen könnte. Harri erreichten wir ziemlich früh am Morgen. Die sogenannte „Insel" ist kaum ein paar hundert Schritt lang und halb so breit — eigentlich eine Sandbank, auf der sich ein während der Schiffahrtszeit bewohntes Haus befindet, sonst nichts. Hier also verließen wir das Schiff und mieteten ein Segelboot, das uns nach dem etwa 30 Werst entfernten Hapsal bringen sollte. Bei engem, flachen Fahrwasser und fliegendem Sturm war die Fahrt keineswegs ungefährlich — indessen langten wir um die Mittagsstunde etwa wohlbehalten an — wenn der unbeschreibliche Zustand unseres äußeren Menschen diese Bezeichnung gestattet. Die Bewohner des kleinen Badeortes schienen es nicht so anzusehen; sie wollten uns Schiffbrüchige, als wir bald hier, bald da anklopften, nicht aufnehmen, sondern wiesen uns unter mehr oder minder lahmen Vorwänden ab. Da wir kräftige, wenn auch augenblicklich recht jammervoll aussehende junge Männer waren, wurde uns das schließlich zu bunt, und wir erklärten der letzten dieser gastfreien Seelen kurzweg, daß wir nicht weichen, sondern die Wohnung besetzen würden — auf jede Gefahr hin. Das imponierte — wir zogen ein und befanden uns in den sauber gehaltenen Räumen den Umständen gemäß ganz wohl.

Am folgenden Tage mußte ich mich entscheiden. Meine Reisegefährten wollten alle nach Riga; sollte

ich sie begleiten oder nach Reval, das nicht allzuweit entfernt war, zurückkehren? Von meinem Bruder wußte ich nichts; meine Sachen waren verloren gegangen, Geld und warme Winterkleider, die bei der strengen Kälte sehr notwendig waren, hatte ich auch nicht; dennoch beschloß ich nach Riga zu fahren — in der unbestimmten Hoffnung meinen Bruder mit samt den Sachen dort vorzufinden. Diese Erwartung sollte mich nicht täuschen; allein es hatte dazu eines merkwürdigen Zusammentreffens der Umstände bedurft. Das Segelboot, welches uns begegnete, als wir das wrackgewordene Schiff verließen, war bereit gewesen, alles, was noch an Bord war, mitzunehmen; der Kapitän hatte sich dem aber widersetzt und das Boot bis 2 Uhr nachts aufgehalten — wahrscheinlich, weil er Hilfe erwartete und die kostbare Ladung nicht preisgeben wollte. Da der Sturm aber immer stärker wurde, hatten die Bootsleute endlich die Geduld verloren und waren mit meinem Bruder und unserem aus dem Schiffsraum geborgenen Gepäck abgefahren, dabei aber weit ins Meer verschlagen worden und erst nach 17stündigen Anstrengungen an der estländischen Küste gelandet, wo mein Bruder halbtot vor Nässe, Kälte und Hunger auf einem Gute bei Verwandten Aufnahme fand. Kaum erholt, war auch er nach Riga gereist, wo wir uns nach mehreren Tagen peinlicher Ungewißheit trafen. Ein Schiffbruch nach allen Regeln der Kunst wie der der „Hero" — denn der Dampfer war völlig verloren gegangen und auch von der Ladung hatte nichts gerettet werden können — gehörte immerhin zu den Ereignissen. Wir Schiffbrüchigen waren deshalb in Riga die Helden des Tages. Ich erinnere mich, wie schmeichelhaft mir das war, und wie interessant ich mir in dieser Rolle vorkam.

Natürlich aber dauerte es damit nicht lange. Als wir weiterreisten, sprach niemand mehr von der Sache und noch weniger von uns. Die Postfahrt durch Litauen bis Königsberg bot nichts Bemerkenswertes; ebensowenig die 18stündige Eisenbahnreise bis Berlin, wo ein neuer Abschnitt meines Lebens begann, der in diesem Zusammenhang nicht geschildert werden soll.

Wenn ich zusammenfassend zurückblicke, so darf ich sagen, daß die 12—13 Jahre, auf die sich meine Erinnerungen an das alte Estland beziehen, einen gewaltigen Fortschritt in dessen Entwicklung bedeuten, obwohl die noch tieferen Einwirkungen des Krimkrieges dabei im einzelnen nicht berücksichtigt werden konnten. In diesem kurzen Zeitraum sind die Grundlagen für die Umgestaltung der bäuerlichen Verhältnisse gelegt worden, wie sie sich im Laufe der 60er und 70er Jahre vollzog. Erst die von den Landtagen in den 40er Jahren ausgedehnte Trennung des sog. „Gehorchs" oder Bauerlandes vom „Hofsland", wodurch den Bauern die ausschließliche Benutzung des ersteren dauernd gesichert wurde, hat es möglich gemacht, daß aus der an Stelle der Arbeitspacht getretenen Geldpacht freies Eigentum geworden ist und ein unabhängiger, sich selbst verwaltender Bauernstand die nur der Form nach vorhandene Landgemeinde der Vergangenheit ersetzt. Mit dieser freieren Bewegung war auch der Wohlstand der Bauern sichtlich gewachsen, aus der alten „Rauchstube" vielfach schon das moderne Bauernhaus mit Schornstein und Fenstern geworden. Die knechtische Begrüßungsform der Leibeigenschaft hatte einem selbstbewußten Auftreten Platz gemacht, wenn auch keineswegs der kalten Unhöflichkeit im Verkehr mit den oberen Ständen, wie sie zu den Haupterrungenschaften des „Russifizierungszeitalters" gehörte.

Für diese Wendung der Dinge hatte ich damals aber keinen Sinn, weil die alte Feudalverfassung mit ihrer Gebundenheit und ihrer Bevorrechtigung der historischen deutschen Stände, besonders des grundbesitzenden Adels bestehen blieb. Das kam mir bei meiner demokratischen Denkweise unerträglich vor; das hat mich vor allem hinausgetrieben in die Ferne. Ich begriff nicht, daß diese veralteten Formen der einzige wirksame Schutz des evangelischen Glaubens und des Deutschtums in einem Lande waren, wo dasselbe stets nur eine dünne Oberschicht gebildet hatte, und als solche nicht nur von den letto-estnischen Ureinwohnern, sondern vor allem von der wachsenden russisch-nationalen Strömung im Innern des Reichs angefeindet wurde; wenn diese Gegnerschaft gleich nur vorsichtig und andeutungsweise hervortreten konnte, weil die russische „Staatsraison" noch auf konservativer Grundlage ruhte — allerdings nur im äußerlich formalen Sinn, nicht innerlich in sich selbst gefestigt, sondern von dem Winde wechselnder Meinungen bewegt, die es ja auch in der Mitte der 60er Jahre zu einem völligen Umschwung brachten.

Dies alles, wie gesagt, entging meiner jugendlichen Verblendung. Mir erschien der feste Bau der Jahrhunderte, der Schutzwall unserer teuersten Güter, als ein Gefängnis, hinter dessen düsteren Mauern Freiheit und Recht hoffnungslos trauerten.

Wie anders heute, wo das Gericht hereingebrochen ist und die Sünden der Väter an einem Geschlecht heimgesucht worden sind, das keinen Teil an ihnen hatte.

Wie anders — allein nun ist es zu spät und die Klage vergeblich. Sie bringt das Verlorene nicht

wieder, kann den Entwicklungsgang eines Riesenreiches, das keine Besonderheiten duldet, nicht hemmen.

Selbst die Russen, wenn man sie auf ihr Gewissen fragt, geben zu, daß diese Centralisation ein gewaltiger Rückschritt sei, daß sie vom Standpunkte der Betroffenen ein gezwungenes Herabsteigen bedeute. Nicht leicht ist es deshalb auch darin den guten und gnädigen Willen Gottes zu sehen. Dennoch gilt Christi Wort auch hier: „Was ich thue, das weißt du jetzt nicht, du wirst es aber hernach erfahren!“

Druck von Julius Beltz in Langensalza.